Die Wartburg

Deutsch-evangelische Monatsschrift

Begründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und Konsistorialrat D. R. Eckardt in Altenburg (S.-Alt.)

Nr. 12 — Berlin, Dezember 1924 — 23. Jahrgang

Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 1 Goldmark.

Konkordat.

Wenn das Wort Konkordat nur ausgesprochen wird, feiert Rom schon einen Triumph. Wenn überhaupt ein Konkordat abgeschlossen wird, so hat die römische Kirche, von den inhaltlichen Feststellungen ganz abgesehen, schon einen ersten Sieg erfochten: ein Staat hat mit ihm verhandelt von Macht zu Macht, und hat dadurch der römischen Kirche vorneweg gegenüber den anderen in seinem Bereich vertretenen Bekenntnissen einen privilegierten Rang angewiesen. Vor einem Menschenalter hätte außerhalb ultramontaner Kreise kein Mensch daran gezweifelt, daß ein moderner Staat im Interesse seiner Staatshoheit und mit Rücksicht auf seine nichtkatholischen Bürger kein Konkordat abschließen darf. Auch heute noch ist man in Württemberg diesen Weg gegangen; man hat die kirchlichen Verhältnisse durch ein staatliches Gesetz geordnet, und die Vertreter des politischen Katholizismus haben in der Kammer erklärt, ein Konkordat wäre ihnen lieber gewesen, aber — es gehe auch so.

In Bayern aber hat man ein Konkordat geschlossen. Da die Oeffentlichkeit längst darauf vorbereitet wurde, daß das bayerische Konkordat das Muster für ein bald zu erwartendes Reichskonkordat abgeben solle, so ist es keine bayerische, sondern eine deutsche Angelegenheit.

Der jetzt vorliegende Entwurf sichert der katholischen Kirche bei freigebig bemessener staatlicher Dotation ein Maß von Bewegungsfreiheit zu, das jedenfalls auch die kühnsten Erwartungen auf katholischer Seite übertrifft, und zwar nicht etwa nur im Rahmen des Art. 137 Abs. 3 der Reichsverfassung, sondern weit darüber hinaus. Das Konkordat gibt der Kirche, was der Kirche ist; es gibt aber auch der Kirche, was des Staates ist. Die volle Bewegungsfreiheit für Orden und Kongregationen, ihre Anstalten und Schulen; völlige Freiheit in der Vorbildung der Priester, auch auf den päpstlichen Hochschulen zu Rom; freie Hand in der Ernennung der Bischöfe — das mögen alles Folgerungen aus der Reichsverfassung sein; es ist übrigens unsere Ueberzeugung, daß ein Staat, der seine Aufgaben kennt, nie darauf wird verzichten dürfen, auf die Entwicklung der religiösen Orden irgendwie regulierend einwirken zu können, und das wird auch der modernste und freieste Staat wieder einmal erkennen. Aber ganz unerträglich sind die Rechte, die im bayerischen Konkordat der katholischen Kirche auf dem Gebiete der staatlichen Kulturpflege eingeräumt sind. An den theologischen Fakultäten dürfen Professoren nur ernannt und Dozenten nur zugelassen werden, wenn gegen die in Aussicht genommenen Persönlichkeiten vom zuständigen Diözesanbischof keine Erinnerung erhoben worden ist (dasselbe gilt für die Religionslehrer an höheren Lehranstalten); sollte der Bischof einen Professor oder Dozenten wegen seiner Lehre oder seines sittlichen Verhaltens beanstanden, so wird die Staatsregierung, unbeschadet seiner staatsdienerlichen (!) Rechte, „alsbald auf andere Weise für Ersatz sorgen". Der Bischof setzt also im Grunde die Professoren ein und ab. Der Bischof beanstandet, und der Staat hat „alsbald" für anderweitigen Ersatz zu sorgen. Werden die akademischen Senate eine derartige Bestimmung über ihren jetzigen und zukünftigen Kollegen widerspruchslos hinnehmen können? Werden die Universitäten, deren Stolz darin bestand, nur den Gesetzen der Wissenschaften unterworfen zu sein, darein willigen können, daß der Unterricht an diesen Fakultäten den Bedürfnissen des priesterlichen Berufes (das kann ja noch als harmlose Selbstverständlichkeit gedeutet werden) „nach Maßgabe der kirchlichen Vorschriften Rechnung tragen" müsse? Und ob man sie überhaupt kennt, diese kirchlichen Vorschriften? Werden die Universitäten es hinnehmen können, wenn bestimmt wird, daß an den Universitäten München und Würzburg „wenigstens" je ein Professor der Philosophie und der Geschichte angestellt werden muß, gegen den hinsichtlich seines katholisch-kirchlichen Standpunktes keine Erinnerung zu erheben ist, auf deutsch, der das Gesetz seiner Lehrtätigkeit von einer Seite auferlegt erhält, die der Wissenschaft und dem Universitätsleben fremd ist? Die Vertreter unserer Universitätswissenschaft stehen hier vor entscheidenden Fragen: es handelt sich nicht mehr, wie wohl bisher schon, um gelegentliche Kompromisse, sondern um die letzten Grundsätze akademischer Lehrfreiheit. Die Lösung der sehr umstrittenen Frage bezüglich der Aufsicht über den Religionsunterricht an den Volks- und Mittelschulen und höheren Lehranstalten wird in dem Konkordat in einem wohl kaum mit Art. 149 Abs. 1 der Reichsverfassung zu vereinbarenden Sinne vorweggenommen und kurzweg „der Kirche" zugeteilt. Dasselbe gilt — gegen Art. 143 Abs. 2 der Reichsverfassung — von der Lehrerbildung. Man liest mit Staunen: „Die Lehrer und Lehrerinnen, die an katholischen Volksschulen angestellt werden wollen, müssen vor ihrer Anstellung nachweisen, daß sie eine dem Charakter dieser Schulen entsprechende Ausbildung erhalten haben. Diese Ausbildung muß sich beziehen sowohl auf den Religionsunterricht, wie auch auf jene Fächer, die für den Glauben und die Sitten bedeutungsvoll sind. Selbstverständlich hat der Staat (Konk. Art. 5 § 3) für eine den obigen Grundsätzen entsprechende Lehrerbildung zu sorgen — wo bleibt Art. 143 der RV.? — und erhält die Kirche bei der Lehrerprüfung „wenigstens" für die Prüfung aus der Religionslehre eine „angemessene" Vertretung. Dieses „wenigstens" und „angemessen" sind Gummi! Ganz untragbar und verhängnisvoll, eine Quelle nie abreißender Streitfälle, ist der Art. 8 § 2: „Dem Bischof und seinen Beauftragten steht das Recht zu, Mißstände im religiös-sittlichen Leben der katholischen Schüler wie auch ihrer nachteiligen oder ungehörigen Beeinflussungen in der Schule, insbesondere etwaige Verletzungen ihrer Glaubensüberzeugungen oder religiösen Empfindungen im Unterrichte bei der staatlichen Unterrichtsbehörde zu beanstanden, die für zweckentsprechende Abhilfe Sorge tragen wird." Der Bischof oder sein Beauftragter erfährt durch den Religionslehrer, was der oder jener Studienprofessor in der oder jener Lehrstunde, Geschichte, Naturwissenschaft, Deutsch gesagt hat; er erstattet nicht etwa Anzeige, sondern er „beanstandet", und der Staat

sorgt nicht für Prüfung, sondern für entsprechende Abhilfe! Wenn das einmal im Gesetzblatt steht, so möchte ich, das weiß ich, nicht bayerischer Studienprofessor sein! Für die Volksschule aber bedeutet es, man mag sagen was man will, glattweg die geistliche Schulaufsicht. Es wird ja wohl zu erwarten sein, daß die Lehrerschaft aller Stufen in den Tagesblättern und in ihren Fachschriften aufs deutlichste ihren Widerspruch kundgeben wird. Es muß aber auch gesagt werden, daß dieser Kampf nicht der Lehrerschaft allein überlassen werden darf, sondern daß sie hier alle Freunde einer unabhängigen deutschen Kultur und eines jeder Hierarche widerstrebenden Christentums auf ihrer Seite hat.

Die Münchener offiziösen Stellen, die in diesen Tagen mit viel Eifer in den Spalten aller möglichen Blätter bis zur „Deutschen Allgem. Zeitung" die Leserwelt von der Harmlosigkeit des Konkordats zu überzeugen bemüht sind, haben ein nicht mit Gold aufzuwiegendes Argument in der Hand, um Beunruhigungen zu überwinden: Sind doch mit dem Konkordat durch ein Mantelgesetz zwei „Verträge" zwischen dem bayerischen Staate und den evangelischen Kirchen rechts des Rheins und links des Rheins verbunden. „Bis zur Angleichung des Wortlauts" sollen die Verträge einerseits, das Konkordat andererseits einander angenähert sein. Man lenkt damit die radikale Opposition zur Hälfte oder vielleicht auch mehr als zur Hälfte auf den Protestantismus ab, und man will zugleich in überwiegend evangelischen Gebieten den Eindruck wecken, als handele es sich doch tatsächlich nur um die berechtigten und nach den Revolutionserfahrungen notwendigen Sicherungen des religiösen und kirchlichen Lebens. Aber so bereitwillig auch die Presse die vom Kultusminister Matt hinausgegebene Erklärung weitertrug, es sei nach den Grundsätzen „absoluter Parität" vorgegangen worden: es stimmt nicht. Und selbst wenn es so wäre! „Der Ausdruck Parität würde einem verhängnisvollen Irrtum Vorschub leisten, wenn er die Schlußfolgerung veranlaßte, daß dieselben, beiden Kirchen verliehenen Rechte dieselben Wirkungen haben werden. Die grundsätzlichen Verschiedenheiten zwischen der katholischen Kirche eines einzelnen Landes, die stets nur eine Provinz in der großen übernationalen katholischen Weltkirche ist, und einer evangelischen Kirche wie die in Bayern, die ganz auf sich gestellt ist, sind von großem Gewicht" — so urteilt mit vollem Recht Geheimrat D. Mirbt (im „Tag" vom 27. Nov. Nr. 255). Aber nochmals: die Parität stimmt nicht. Es sind Unterschiede, manchmal ganz unscheinbare, aber gewichtige Verschiedenheiten. So bezüglich der theologischen Fakultäten:

Konkordat Art. 3.	Vertrag Art. 2.
§ 1. Die Erneuerung oder Zulassung der Professoren oder Dozenten an den theologischen Fakultäten .... wird staatlicherseits erst erfolgen, wenn gegen die in Aussicht genommenen Kandidaten von dem zuständigen Diözesanbischofe keine Erinnerung erfolgt ist.	**II. Vor der Ernennung von Professoren wird der Landeskirchenrat gutachtlich einvernommen. Vor der Zulassung von Privatdozenten wird entsprechend verfahren.**

Der Staat hat sich also gegen die katholische Kirche gebunden, gegen die evangelische nicht. Ein Artikel über die Absetzung der theologischen Professoren — um das Kind beim Namen zu nennen —, fehlt auf evangelischer Seite, ebenso der Paragraph über die kirchliche Bindung des theologischen Unterrichts.

Konkordat Art. 4.	Vertrag Art. II Abs. 2.
§ 2. An den philosophischen Fakultäten der beiden Universitäten München und Würzburg soll wenigstens je ein Professor der Philosophie und der Geschichte angestellt werden, gegen den hinsichtlich seines katholischen Standpunktes keine Erinnerung zu erheben ist.	**IJ. Bei der Besetzung der Professur für Kirchenrecht in der juristischen Fakultät wird der Staat auf die Bedürfnisse der Studierenden der theologischen Fakultät Rücksicht nehmen.**

Ob wohl die öffentliche Meinung wirklich so harmlos sein wird, eine ganz selbstverständliche Anordnung (die theologische Fakultät in Erlangen hat keine Professur für Kirchenrecht) für ungefähr gleichwertig mit einem schweren Eingriff in die Freiheit der Universitäten zu halten?

Der oben schon im Wortlaut abgedruckte böse Art. 8 § 2 (der Schulspionage) hat auf evangelischer Seite folgendes Gegenstück (Art. 14): „Der Staat gewährleistet der Kirche die gleichen Rechte und Befugnisse, die in Art. 8 § 2 des Konkordates vom 29. März 1924 der katholischen Kirche eingeräumt sind, wenn und soweit die Kirche darauf anträgt. Beim Vollzuge der genannten Bestimmung wird der Eigenart und den besonderen Einrichtungen der Kirche tunlichst Rechnung getragen werden." Ein Verlegenheitsprodukt, wie es im Buche steht. Ebenso ist auf evangelischer Seite der vom Lehrer geforderte Nachweis kirchlicher Korrektheit in den anderen Fächern, die für den Glauben und die Sitten bedeutungsvoll sind, verschwunden. Wie weit die berühmte „Parität" bei den finanziellen Abmachungen gewahrt ist, mag hier unerörtert bleiben; nur das sei erwähnt, daß die Geschäftsträger der evangelischen Kirche nach festen Beamtengehaltssätzen behandelt werden, während für die „Dignitäre" der katholischen Kirche die Höhe ihrer Bezüge im Dunkel bleibt. Für die Bischöfe sollen die Bezüge des Konkordats von 1818 unter Umrechnung des Geldwerts auf den heutigen gelten. Diese Bezüge betrugen damals 20 000 und 15 000 Gulden südd. W. Das wird heute einen schönen Posten ausmachen.

Wenn wir die vom bayerischen Kultusminister gepriesene Parität anzweifeln mußten, so liegt es uns natürlich meilenfern, das, was die katholische Kirche herauszuschlagen wußte, für die evangelische zu fordern. Es ist vom protestantischen Standpunkt aus eine Genugtuung, daß selbst die sehr konservativ gerichteten Vertreter des bayerischen Protestantismus hier einfach nicht mitkonnten, so nahe man es ihnen auch auf Regierungsseite gelegt haben mag, ihren Vertrag dem Konkordat „anzugleichen" und so bitter ernst ihnen die Ueberlegung vor Augen stehen mußte, daß sie ihrer Kirche doch nicht leicht eine mindere Rechtsstellung gegenüber dem ohnedies stark kurial beeinflußten Staat votieren konnten. Wir müssen in Anbetracht dessen anerkennen, daß sie so weit noch den protestantischen Standpunkt wahrten, allerdings auch den Wunsch aussprechen, sie hätten es noch entschiedener getan.

Als das österreichische Konkordat, das „gedruckte Canossa" (wie Anastasius Grün es nannte), das persönliche Werk des Kaisers Franz Josef des 1., abgeschlossen war, machte „eine hochgestellte Persönlichkeit" (vielleicht Erzherzog Rainer?) dem Kardinal Rauscher Vorwürfe darüber, daß er ein solches, die Souveränitätsrechte des Kaisers tief verletzendes Abkommen zustande gebracht habe, worauf Rauscher erwiderte: „Was wollen Sie? Ich habe als Erzbischof gehandelt und die geistlichen Rechte vertreten, aber die politischen Behörden haben ja Alles in dieser Weise vorgeschlagene gebilligt — an ihnen wäre es gewesen, Anstände dagegen zu erheben." Falls der Münchener Landtag auch zu diesem Konkordat sein Ja und Amen sagen würde, er hätte mit diesen Worten eines Bischofs auch sein Urteil dahin. Da die Verhandlungen raschestens durchgeführt werden sollen — das Konkordat und die anderen Verträge können nur als Ganzes angenommen oder abgelehnt werden — so wird man ja bald sehen, ob Rom in einem deutschen Lande wirklich schon allmächtig geworden ist.

Eckard Warnefried.

Die Entscheidungsschlacht auf märkischem Sande.

(Fortsetzung statt Schluß.)

3.

Das viel angefochtene Wort des Hofrats Buß soll — so erzählt der Gewährsmann, Oberamtsrichter F. Beck, in der „N. Fr. Pr." a. a. O. — nach dem Uebereinkommen von Olmütz ausgesprochen worden sein. Buß soll sich darüber beklagt haben, daß dieses Uebereinkommen durch eine damals in Preußen bitter empfundene Nachgiebigkeit eine kriegersiche Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich vertagt hatte. Nach seiner Ueberzeugung wäre Radetzky in Berlin eingezogen und der Papst hätte von Berlin aus den Protestantismus in den Schoß der Kirche

zurückgeführt. Für jetzt sei Schwarzenberg zu schwach gewesen, aber „die Kirche rastet nicht, usw." (s. o.). Die „Ev. K.-Z. f. Oesterr." (1900, 19) berichtete, die Aeußerung sei gefallen in einer Universitätsvorlesung Bussens im Mai 1851, nachdem Buß von einer Wiener Reise und einem Besuch bei Erzherzogin Sophie zurückgekommen sei. Pribilla erwähnt, daß von einer Reise im Jahre 1851 nichts bekannt sei. Tatsache ist aber, daß Buß 1848/49 und früher schon einmal nach Wien und Olmütz reiste, daß er hierbei sowohl mit Schwarzenberg wie auch mit Erzherzogin Sophie Unterredungen hatte (eine Audienz beim Kaiser scheiterte nur an dessen Erkrankung), daß er aber auch mit den Bischöfen und Erzbischöfen von Salzburg, Linz, Olmütz, und mit den Prager Tschechenführern beriet (Dor 76—82). Beziehungen, und zwar vorzügliche Beziehungen zwischen Buß, Schwarzenberg, der Erzherzogin Sophie bestanden also, wie überhaupt Buß geradezu der Vertrauensmann der österreichischen Hofpolitik war. Er wurde denn auch 1863 vom österreichischen Kaiser in den erblichen Ritterstand erhoben. Die Ereignisse von 1866 haben ihn für einige Jahre seelisch gebrochen.

Das ist natürlich wieder nicht als zwingender Beweis für die Echtheit des genannten Bußschen Wortes gemeint. Aber es ist wieder ein Hinweis auf die in Buß treibenden Kräfte: die Ergebenheit an die habsburgische Hauspolitik und den glühenden Haß gegen Preußen. Es ist ja nur natürlich, daß sich Buß gegen den Vorwurf des Preußenhasses wehrte, um so mehr, als er im Frankfurter Parlament Vertreter eines preußischen Wahlkreises war. Aber man braucht nur die in seiner Lebensbeschreibung (Dor 82—84) mitgeteilten Stellen aus seiner Schrift „Die deutsche Einheit und die Preußenliebe" einzusehen, um sich von der Hitze dieses Hasses zu überzeugen. Als die Gesinnungsgenossen Bussens nur noch 14 Mann hoch in das Erfurter Parlament (1850) einrückten, schrieb Reichensberger: „Ob es bloßer Zufall ist, daß sie sämtlich katholisch sind, lasse ich dahingestellt" (Dor 94). Es war wohl kein Zufall. In der großen geschichtlichen Auseinandersetzung über die Führung im werdenden Deutschland spielte zwar nicht auf Seite Preußens, das z. B. in Erfurt durch den streng katholischen General von Radowitz vertreten war, wohl aber auf Seite seiner Gegner das konfessionelle Moment mit eine ausschlaggebende Rolle. Alles, was im Süden streng katholisch war, ballte sich um Habsburg zusammen; in dem evangelisch bestimmten Württemberg z. B. bildete sich doch eine preußische Partei, die mit Paul Pfizer den „Adler Friedrichs des Großen" begrüßte, obgleich mit dem Hofe die ganze amtliche Welt österreichisch gerichtet war. Mit diesen Feststellungen, daß in Buß und seinen Freunden katholische und großdeutsche Politik aus einer Wurzel stammt, soll ihm natürlich nicht (wie Pribilla meint) ein Vorwurf gemacht werden. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß sich der Aufstieg des werdenden neuen Reiches nur unter heftiger Bekämpfung durch die Wortführer des politischen Katholizismus durchsetzen konnte. Es sind ja altbekannte Dinge, daß sich dieser Widerspruch auch später fort und fort geltend machte. Wer es nötig hat, möge Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, 24. Kap. IV nachlesen. Wir denken nicht nur an die deutschfeindliche Haltung der im französischen Fahrwasser segelnden römischen Kurienkreise: Dort stellte man schon zu Neujahr 1872 in der Civilta cattolica dem Deutschen Reiche das Horoskop: „Darum scheint das neue Reich bestimmt zu sein, wie ein leuchtendes Meteor bald zu verschwinden. Es scheint, als ob Preußen mit dem Degen Napoleons des 3. in Sedan auch seine antichristliche Politik geerbt hätte. Darum wird vielleicht schneller einer kommen, der auch ihm ein Sedan oder ein zweites Jena bereitet. Seiner Geißeln bedient sich Gott und dann bricht er sie. Und was anderes ist das Reich als eine Zornesgeißel in der Hand Gottes?", und Pius der 9. orakelte von dem Danielschen Steinchen, das den Fuß des Kolosses zerschmettern solle. Der deutsche Jesuit Wernz, später Jesuitengeneral, behandelte 1876 das deutsche Kaisertum einfach als nicht vorhanden (Stimmen aus Maria-Laach 10, S. 198): „Wir leben wirklich in einer kaiserlosen, schrecklichen Zeit" und gab der Sehnsucht nach dem Wiederaufleben des mittelalterlichen Kaisertums Ausdruck. Aber auch im deutschen Katholizismus selbst hat man sich je und je durch diese deutschfeindlichen Stimmungen führen lassen. Es ist wohl heute fast vergessen, wie das Würzburger „Fränkische Volksblatt" (26. 9. 1891) einen förmlichen Aufruf zur Zertrümmerung des Deutschen Reiches bringen konnte, weil im „Osservatore Romano" die Noten dazu angeschlagen worden waren: Preußen sollte „ganz unblutig" auf den Stand vor 1866 zurückgeworfen, Bayern die katholische Vormacht eines süddeutschen Bundes unter dem Schutze Oesterreichs werden. Das war selbst der „Augsburger Postzeitung" zu starker Toback; auch sie nannte die Aeußerung des Würzburger Blattes reichsverräterisch. Aber es war nicht viel anders, wenn im Jahre 1908, ehe Kaiser Franz Josef sicher aus Rücksicht auf die Stimmung in seinen deutschen Ländern die Anbiederungsversuche Eduards des 7. und der englischen Einkreisungspolitik zurückwies, die „Historisch-polit. Blätter" (1908, 142 [1]) Oesterreich ermutigten, diesen Weg zu betreten: es stünde „in der Hand des Kaisers Franz Josef, noch am Abend seines Lebens eine neue Aera in der Politik Europas, eine Wendung des Schicksals einzuleiten". Es sei nur für alle Fälle — man kann die Schleichwege römischer Kampfesweise nie vorher berechnen — betont, daß diese und zahlreiche andere Versuche der römischen Presse, Habsburgs Macht in den Vordergrund zu schieben, nichts gemein haben mit den heutigen, auch von mir aufs Wärmste vertretenen Bestrebungen auf den Anschluß Oesterreichs an das Deutsche Reich. Damals bestand noch die Gesamtmonarchie mit ihrem zahlenmäßigen und politischen Uebergewicht nichtdeutscher, deutschfeindlicher Bestandteile; und die Forderung der österreichischen Deutschnationalen nach Herstellung eines staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen dem Deutschen Reich und den ehemaligen deutschen Bundesstaaten, also Oesterreich ohne Galizien, Dalmatien und Transleithanien, wurde gerade von den reichsdeutschen Ultramontanen als „hochverräterisch" heftig bekämpft.

Die weithin berüchtigte Rochuspredigt des Franziskanerpaters Heribert Schwanitz aus dem preußischen Dortmund, bis jetzt Stadtpfarrer in dem preußischen Halberstadt, mit ihrem triumphierenden „Gott hat alles wohlgemacht" ist also doch wohl nicht die Entgleisung eines Einzelnen. Sie entspricht einer weitverbreiteten Stimmung, die vor dem Kriege nur gelegentlich an die Oeffentlichkeit kam, nach dem Zusammenbruch aber völlig freie Bahn erhielt. Wurden wir doch eine Zeitlang mit Erinnerungen an die Kritik des Bismarckschen Reiches durch Konstantin Frantz und Friedrich Wilhelm Förster völlig überschwemmt. Konnte doch 1919, also gerade in einer Zeit, in der die Zerschlagung Preußens offen erörtert wurde, die giftige Schmähschrift des abtrünnigen Protestanten Hermann Rösler „Die deutsche Nation und das Preußentum" aus dem Jahre 1893 neu aufgelegt werden; und zwar, was unterstrichen werden muß, in dem preußischen Paderborn, in der Bonifatiusdruckerei, die das erbärmliche Pamphlet bis heute noch in ihren Verlagsverzeichnissen führt! Die Haltung der katholischen Geistlichkeit im Saargebiet, die rheinische Separatistenbewegung, die vom amtlichen Zentrum nur zaudernd abgeschüttelt wurde, die Zugänglichkeit gewisser Münchener Kreise für die Bemühungen des französischen Gesandten Dard, die Umtriebe seines Amtsgenossen Allizé in Wien, die zwei mit französischer Hilfe ins Werk gesetzten Versuche Karls von Habsburg, zunächst den ungarischen Thron wieder zu besteigen, die heißen Bemühungen um einen Donaubund, der in anderer Form das alte Oesterreich wiederaufleben lassen würde — Frankreich hat längst eingesehen, welche Torheit es begangen, als es Oesterreich zerschlug und die Habsburger beseitigte —: alles das liegt in einer Linie. Der Südbund, der freilich westlich nicht über Ulm hinausreichen würde, wäre vielleicht schon längst fertige Tatsache, wenn nicht die österreichischen Monarchisten ebenso fest an den Habsburgern hielten wie die bayerischen an den Wittelsbachern; und wenn nicht da und dort noch weitergehende Pläne gehegt würden, die durch den Südbund nicht gefördert würden. Wenn z. B. der Neuromantiker Dr. Harald Grävell in Konstanz, der vor Jahren als Student zur katholischen Kirche übergetreten ist, schreibt: „man braucht kein Prophet zu sein, um zu vermuten, daß ... Prinz Ruprecht aller Wahrscheinlichkeit nach König von Bayern und Deutscher

Kaiser werden wird". (abgedruckt in einer Verlagsanzeige von G. J. Manz in Regensburg), so wird er wohl nicht der einzige sein, der solche Hoffnungen hegt. Daher die starke Erregung im katholischen Bayern, als die Gefahr drohte, daß durch die an den Namen Hitler sich anknüpfende Volksbewegung die in dem durch die Räterepublik hindurchgegangenen Bayern aufgekeimte antirepublikanische Stimmung in ein unpartikularistisch-nationales Bett abgeleitet werden könnte. Planmäßig setzte in den Blättern der bayerischen Volkspartei eine wütende Hetze gegen alles „Preußische" ein, die ihren klassischen Ausdruck in dem Wort vom „Preußen Ludendorff" fand, das am Morgen nach dem schwarzen 8. November 1924 eine amtliche Kundgebung bayerischer Minister zierte. Gestützt und getragen aber, vielleicht muß man sagen, geleitet wurde dieser Feldzug gegen das Preußentum von österreichischer Seite. Ihm dient eine eigene, groß angelegte, reichhaltige, um auffallend billigen Preis verbreitete Wochenschrift mit dem programmatischen Titel: „Das neue Reich", in der allwöchentlich mit unermüdlichem Eifer das großpreußische protestantische Hohenzollerntum bekämpft und ein neues katholisches Großdeutschtum gepredigt wird, das natürlich in Wien seinen Mittelpunkt haben soll. Auch reichsdeutsche Mitarbeiter beteiligen sich daran mit großem Eifer: Prof. Dr. Hans Pfeiffer in Meßkirch, der vom Bismarcks „Schöpfung" nur in Anführungszeichen redet (7. 6. 23); ein Dr. *** aus dem Rheinland, der die Stirne hat, von den Preußen zu reden, die den Kölner Dom angeblich vollendet haben, und den Tag herbeisehnt, an dem der rheinische Katholizismus sich wieder einmal energisch auf sich selbst besinnt (28. 6. 24); Clemens Freiherr von der Kettenburg, der dem „Schlagwort von Preußens deutschem Beruf" zu Leibe geht (12. u. 19. 7. 24); Dr. Hans Rost in Westheim bei Augsburg, der über das preußisch-protestantische Gewaltsprinzip stöhnt (11. 10. 24); u. s. f. Aber die eigentlichen Chorführer sind die Oesterreicher, in erster Linie der rastlos Tinte vergießende Richard von Kralik. Was dieser Preußenhasser z. B. auf dem Raum einer einzigen Spalte an Geschichtslügen über Preußen zusammenschreibt (6. 9. 24), ist schon unglaublich; Spectator hat ihn in den „Eisernen Blättern" (6. Jahrg. 18. Heft) gebührend abgefertigt. Neben ihn tritt als Sonderforscher auf dem Gebiet der Literaturgeschichte August Lux der protestantisch-preußischen Literaturwissenschaft entgegen, die immer noch nicht einsehen will, daß das katholische Wien jederzeit das literarische Zentrum Deutschlands und die Wiege und Herberge seiner ersten Schriftsteller gewesen; und ein Chorus anderer Mitarbeiter haut unentwegt in dieselbe Kerbe. (Nebenbei macht die Zeitschrift auch in integralem Katholizismus, bekämpft gelegentlich die reichsdeutsche Zentrumspartei um ihrer Halbheit willen und übt strenges Ketzergericht an dem augustinisch gerichteten Theologen Professor Wittig in Breslau.) Bedauerlich ist, daß auch einzelne nationale Kreise in Oesterreich sich von diesen Rattenfängerweisen einfangen ließen. Auch hat sich schon ein Bund katholischer großdeutscher Jugend gebildet, der unter dem Einfluß romantischer Ideen, begeistert durch mittelalterliche Dome, mittelalterliche Dichter, mittelalterliche Kaiserherrlichkeit sich zum Werkzeug des nach-tridentinisch-jesuitischen Ultramontanismus mißbrauchen läßt.

Es ist ein Kennzeichen dieser Bestrebungen, daß der Kampf nicht nur gegen Luther, Lessing, Kant, Friedrich den Großen, Bismarck auf der ganzen Linie aufgenommen wird, sondern namentlich auch gegen die ganze bisherige Geschichtsschreibung. Ranke, Treitschke, Sybel, Droysen und alle die Altmeister der Geschichtsforschung, bei denen die Männer der Bismarckzeit Geschichte gelernt haben, werden grundsätzlich und in Grund und Boden verdammt.

Wird der Deutsche wohl merken, worum es geht? Wie gleichgiltig ist es doch, ob Hinz oder Kunz wirklich 1851 das Programm ausgeplaudert hat, das mit der Erdrückung des Protestantismus und dem Unschädlichmachen der Hohenzollern endigt. Aber daß nach diesem Plane seit Jahrzehnten gehandelt wurde und wird, und daß es heute — nicht etwa gelegentlich von einem Fanatiker verraten, sondern in Hunderten von Reden, Aufsätzen und Zeitungsstimmen in die Welt hinausgerufen wird — das zeigt uns, wo wir stehen.

4.

Freilich: der deutsche Protestant weiß von diesen Dingen nicht allzuviel. Oder man kann sagen, er weiß überhaupt nichts von ihnen. Die Presse steht im Dienste der Parteien, und die Parteien fürchten sich vor Rom. Wer das etwa noch nicht wußte, dem konnte die Haltung der Presse nach den Erklärungen Ludendorffs im Münchener Prozesse die Augen öffnen. Ein derart klägliches Sichvorüberdrücken an offenkundigen und unläugbaren Tatsachen war doch wirklich beschämend. Aber es kommt noch ein anderer Umstand hinzu.

Ein großer Teil unserer Presse steht im Dienste einer Weltanschauung, die dem Protestantismus ebenso ablehnend gegenübersteht wie die römisch-jesuitische. Bildhaft gesprochen: der Kampf gegen Luther und Kant wird nicht nur geführt unter dem Banner des Thomas von Aquino und des Ignatius von Loyola, sondern auch unter dem Banner Rousseaus und der französischen Positivisten. Und da auf deutschem Boden (anders als z. B. in England) der Sozialismus auf dem Gebiete der Weltanschauung die abgelegten Sachen des alten bürgerlichen Liberalismus angezogen hat, so hat er auch in kindlicher Gläubigkeit die Rousseauschen Ideen sich angeeignet und das, was das 19. Jahrhundert weiter daraus gemacht hat. Da aber der in der Zentrumspartei gesammelte Katholizismus gleichfalls in Kampfstellung gegen den preußischen Staatsgedanken stand, so hat sich der Radikalismus und der Ultramontanismus auch schon früher gelegentlich nicht schlecht verstanden. Man verzichtete sogar bisweilen nicht einmal darauf, sich gegenseitig unter den Linden zu grüßen, und schloß Wahlbündnisse in der Sakristei über altehrwürdigen deutschen Kaisergräbern. Heute hat die politische Linkseinstellung des Zentrums, gegen die sich sein sogenannter rechter Flügel ohnmächtig auflehnt, dieses Einvernehmen verstärkt, und die bürgerliche Linke schließt sich bedenkenlos an. Es ist kein Zufall, wenn die Presse dieser Kreise, unter Verschweigung alles dessen, was gegen ihre Wünsche ging (Schulprogramm!) ausführlich und mit größtem Wohlwollen über den Katholikentag in Hannover berichtete, während über die Tagung des Evangelischen Bundes entweder ganz oder annähernd ganz geschwiegen oder gehässige Parteiurteile weitergetragen wurden. Allerdings wird man im Zentrum sehr nervös (s. Germania 524 vom 30. Nov. 24), wenn daran erinnert wird, daß das Zentrum durch seine enge politische Gemeinschaft mit der Sozialdemokratie nun seit fünf Jahren eine Durchbehandlung des Reichsschulgesetzes vereitelt und dadurch ganz unhaltbare Zustände hervorgerufen hat. Auch auf anderen Gebieten des Kulturlebens treibt diese Koalition seltsame Blüten: Wie die Eis. Bl. (6, 23) zeigen, werden im heiligen Köln, wo Zentrum und Sozialdemokraten sich in die Macht teilen, im Stadttheater ganz ausgefallen wüste Geschichten aufgeführt, während z. B. in Berlin die katholischen Kreise mit Recht oder auch mit Unrecht gegen Stücke, die ihnen mißliebig scheinen, energisch auftreten. Die Sozialdemokratie veröffentlicht wiederum gelegentlich durch den Mund einzelner Führer oder in mehr oder minder wissenschaftlichen Zeitschriften einige gönnerhaft anerkennende Worte über den aufbauenden Wert der Religion und ihre Unersetzlichkeit für die menschliche Gesellschaft — Aeußerungen, die dann auf kirchlicher Seite mit großer Rührung verbucht werden; das hindert aber nicht, daß die Abgeordneten, also die Wortführer der Partei, nach wie vor zu 90 v. H. entweder keiner Kirche angehören oder, was ja vielleicht noch kennzeichnender ist, die Zugehörigkeit zu einer Kirche schamvoll verschweigen. In den weiten Kreisen der Partei wird man also offenbar als Führer unmöglich, wenn man zu einer Kirche gehört. Daran hat auch der „Bund religiöser Sozialisten", in dem gewiß viel prächtiges ehrliches Wollen verkörpert ist, anscheinend noch nichts ändern können.

Natürlich wird der Sozialismus wohl zunächst gegen diejenige Kirche eine schärfere Kampfstellung einnehmen, die in engerer Verbindung mit dem Staate steht oder stand. So kämpft die österreichische Sozialdemokratie wesentlich gegen den Katholizismus, während sie (allerdings mit Ausnahmen!) dem gleichfalls kämpfenden und aufstrebenden Protestantismus gegenüber eine freundlichere Haltung einnimmt und manchenorts einen stattlichen Bei-

trag zur Uebertrittsbewegung liefert. Wenn aber die reichsdeutsche Sozialdemokratie wesentlich den Protestantismus bekämpft und es ihren Gliedern z. B. fast völlig verschweigt, daß von deutschen Bischöfen die Zugehörigkeit zu „freien" Gewerkschaften als Exkommunikationsgrund behandelt wird, so wirkt sich darin doch auch noch ein anderer Grund aus: Das „Preußische" im Protestantismus; der in seiner Schroffheit einseitige, aber doch an die Wahrheit streifende Grundsatz, daß die Maschine und der Kapitalismus etwas Protestantisches haben; die freudig bejahende Stellung, die der Protestantismus geschichtlich zum Volkstum und Vaterland eingenommen hat, im Gegensatz zu dem grundsätzlich internationalen Katholizismus, bei dem Nationalgefühl, dynastische Treue nach Bedarf laut gepriesen oder seelenruhig in den Kasten gelegt werden.

Auch die gemeinsame Abneigung gegen Luther schlägt eine Brücke zwischen den Sozialisten und den Ultramontanen. Die Ersteren wissen von ihm in der Regel nichts Anderes als seine Stellung im Bauernkriege. Der ehemalige landeskirchliche Theologe von Gerdtell, der in Schriften und Vorträgen Luther in gröbster Weise bekämpfte, fand ein besonderes Echo in sozialistischen Kreisen; und als die Väter unserer größten Stadt 1919 den alten Brauch, wonach am Reformationstage jedes Jahres die besten Schüler aller Anstalten Luthermedaillen bekamen, abschafften und darüber auf dem Rathaus interpelliert wurde, meinte einer der Sozialisten, Luther sei der letzte, dem wir Verehrung schuldig wären. Entsprechend fallen auch die üblichen Aufsätze dieser Parteipresse zum 31. Oktober aus, wenn der Reformationstag nicht überhaupt mit Stillschweigen übergangen wird.

In dieser Lage der Dinge mußte schließlich ein Buch geschrieben werden, das in Luther und der Reformation den großen Sündenfall der Weltgeschichte schlechthin erblickt. Wir werden diesem Buche noch öfter in römischen wie in sozialistischen Kampfschrfiten begegnen. Hugo Ball hat es geschrieben (Die Folgen der Reformation. Leipzig, Duncker u. Humblot 1924), ein geborener Katholik, radikaler Sozialist und Internationalist; er schrieb es, wie er mitteilt, 1914—1918, schrieb's, wie er nicht mitteilt, als Schützengrabenflüchtling in der Schweiz. Die Tat Luthers, so meint Ball (S. 9) soll keineswegs verkleinert oder verunglimpft werden. Vom alldeutschen Standpunkt aus muß man sie vergöttern. Vom Standpunkt der Republik aus muß man sie verwerfen. Das Genie aber, das den Namen Luthers verdunkeln wird, das den Feudalismus zerbrach, Gott, Bibel und Christentum neuartig zu deuten suchte und Heiden und Türken brüderlich grüßte: das ist Thomas Münzer (24), Prophet, Philosoph und Rebell in einem — wann wird ihm Deutschland ein republikanisches Denkmal setzen! Kant ist der zweite große Irrlehrer. Seine sittliche Maxime — „verleugnet sie den lutherischen Staat? Enthält sie nicht eine kategorische Warnung an alle Untertanen? Ist sie nicht eine Maxime der Zwangserziehung?" Der kategorische Imperativ und der Kantsche Persönlichkeitsbegriff stehen in engen Beziehungen zur Soldatendressur Friedrich Wilhelms des 1. (40). Der Glaube an die Ueberlegenheit unserer Klassiker (Goethe, Schiller, Fichte) ist ein protestantisches Vorurteil und ist ein überlebtes nationales Ideal, das im Namen gerade der ursprünglichen christlichen Idee und eines friedlich-freien Europa zu verwerfen ist. Ueberhaupt ist seit Luther alles, alles im deutschen Geistesleben durch das Luthertum, durch das protestantische Pfarrhaus, durch den preußischen Staat, durch Hegel, Bismarck in Grund und Boden verderbt worden. Selbst Nietzsche ist eben immer noch der Pfarrerssohn. Eines aber war der Beginn der neuen Zeit: die französische Revolution. Vom Standpunkt des radikalen Sozialisten schreibend, liefert Ball, von dem ein früheres Werk das begeisterte Lob der „Köln. V.-Z." gefunden (2. u. 8. 10. 24), der römischen Polemik Pfeile für ihren Köcher.

Es muß auffallen, wie oft die politische Linke sich huldigend vor Rom verbeugt. „Das neue Deutschland läßt sich nur aufbauen aus den Elementen jener drei großen geschichtlichen Mächte, die in der großen Koalition sich darstellen: des christlichen Konservativismus, wie ihn mit allen noch weitaus nicht ausgeschöpften Werten des mittelalterlichen Deutschtums am imposantesten und echtesten das Zentrum verkörpert; des Sozialismus als die große wirtschaftlich-soziale Befreiungsdoktrin der maschinenarbeitenden Klassen; und des Liberalismus als des Inbegriffs von Aufklärung, geistiger und politischer Freiheit usw." — so schrieb der demokratische badische Kultur- und Unterrichtsminister Dr. Hellpach („Voss. Ztg." 5. 5. 24). Ein reformatorisches Christentum im Sinne Luthers existiert für den Kultusminister eines zu einem Drittel evangelischen Landes und Heidelberger Universitätsprofessors nicht mehr, wenigstens ist es kein Baustein für das neue Deutschland. Und in der jüdischen „Weltbühne" Jakobsohns (4, 24) schreibt Sternthal: „Wir haben eine europäische Kultur, die bereits vom ersten Schlaganfall getroffen ist. Die römische Kirche wäre das Heilmittel, denn sie allein hat noch das Bewußtsein, daß sie kraft ihrer geistigen Macht eine alte Kultur zu verteidigen bestimmt ist, und weiß um das Dasein dieser Kultur. Die anderen europäisch-amerikanischen Machthaber, die Männer der Wirtschaft und Militärs, haben keine Ahnung von Kultur; und die Menschen, die um diese Kultur wissen, haben keine Macht....". Wir erinnern noch an die auffallend warmen Töne, mit denen Noske und Leinert als Oberpräsident und Bürgermeister den Katholikentag in Hannover begrüßt haben: Es war wirklich ziemlich überflüssig, wenn in einer evangelischen Zeitschrift sehr von oben herab die Warnung vor der „roten, der goldenen, der schwarzen Internationale" die im Werbeaufruf der „Neuen Täglichen Rundschau" zu lesen war, mit einer leichten Handbewegung — und einer Verbeugung vor dem Papst erledigt wurde. (Fuchs in der „Chr. Welt" 46/47.) Die Zeit muß erst zeigen, ob die „kindliche Ahnungslosigkeit" nicht vielmehr auf einer ganz anderen Seite liegt.

Hr.

(Schluß folgt.)

Ein Canisiusdenkmal in den Kärntner Bergen.

Gleichlaufend mit dem Gailtal und von diesem durch Berge über 2000 Meter getrennt, zieht sich das Hochtal des „Bodens", beginnend südöstlich des Weißensees, von Westen nach Osten — eine Flucht von breiten, leuchtendgrünen Alpenmatten, den kleinen, dunklen Farchtensee inmitten. Beim „Bauer im Boden", erreicht diese feierlich-stille Wiesenlandschaft ihren Höhepunkt mit 1060 Meter. Der „Bauer im Boden", ein stattlicher Hof, dessen Besitzer gegenwärtig Presbyter der Zlaner Gemeinde ist, hat ein Nebengebäude, Hausnummer 57. Dort an der Südostecke befindet sich, aus der Erde herausragend, ein glatter, rundgewölbter Steinblock. Darauf ist ein Kreuz eingemeißelt mit einem schrägen Querbalken, über den eine Schlange hängt, deren Körper sich um den Kreuzesstamm windet — offenbar ein Bild zu Joh. 3, 14: „Wie Mose in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöhet werden" — ganz gewiß ein altprotestantisches Symbol. Vor dem benachbarten Haus, dem „Plattner", liegt westlich ein ungefüger, fast mannshoher Steinblock, heute der „Leckgeberstein" geheißen, dessen schräge Fläche auf der Ostseite die Jahreszahl MDLIII (1553) und darunter in großen Buchstaben das Wort GRVES (Grues) trägt. „Grues" ist nicht „eine Sekte der Protestanten", wie der Bürgerschullehrer Kastner in seinem Büchlein „Waldtraut", Hochlandslieder aus Kärntens Bergen zwischen Gail und Drau, mutmaßt, sondern es heißt nichts anderes als „Gruß". Vielleicht hat es später die Getreuen begrüßt, die sich in der Gegenreformation dort beim „Plattner" eingefunden haben sollen, um sich Trost und Rat bei einem dort versteckten evangelischen Prädikanten zu holen — eine Ueberlieferung, die heute noch im Schwang geht, ohne daß man ihre Richtigkeit prüfen kann. An der Westwand des Hauses, Boden Nr. 68, sind zwei Steine eingemauert, die sich früher über der Haustür in der Kellermauer der „Rußkeuche" befunden haben, die heute nicht mehr steht. Der obere trägt das lateinische Wort

PACIENCIA (patientia, Geduld), durch das sich die Evangelischen vielleicht zum Ausharren ermuntert haben. Der untere Stein, grünlich und sehr hart, zeigt ein einfaches Kreuz und den lateinischen Satz SOLI DEO GLORIA (Gott allein die Ehre). Schwach zwei Kilometer weiter westlich vom „Bauer im Boden“, dicht am Weg, der nach Kreuzen führt, erhebt sich aber in herrlichem Hochwald das hervorragendste und reichste Steindenkmal dieser Art, die sogenannte „Hundskirche“.

Die „Hundskirche“ ist eine vorne fast senkrechte, völlig freistehende, hohe Felswand, die sich nur rückwärts zum Waldboden abdacht, von wo man sie auch besteigen kann, während der östliche Teil sich zu einer riesigen, aufrechten Platte verschmälert. Das Außergewöhnliche ihres Anblickes wird noch erhöht durch zwei Bäume auf ihrer turmartigen Spitze. Der verstärkte westliche Teil trägt auf seiner Stirnseite die eingemeißelten Tiergestalten, Zeichen und Inschriften: eine Schlange, einen Hund, eine Schnecke und über ihr eine Kirche. Die Schlange trägt eine dreigezackte Krone und unter dem Hund und der Schnecke mit der Kirche liest man deutlich folgende Inschrift: A⅂SO G⊏TS IZ D⊏ꓤ WEL⅃, das heißt: „Also geht's in der Welt.“ Wie da die Buchstaben auf dem Kopfe stehen, auf dem Rücken liegen, verkehrt und richtig, kurz drunter und drüber sind, so geht's auch in der Welt drunter und drüber. Unter diesem Satz steht eingemeißelt die Jahreszahl 158—. Die letzte Ziffer fehlt, weil abgebröckelt, war aber bestimmt vorhanden. Unter der Jahreszahl sind die Buchstaben HR eingehauen und daneben einige der volkstümlichsten Zeichen der Deutschen: das Hakenkreuz, der Trudenfuß und das Sonnenrad, außerdem ein Zeichen, das man „Kreuzesschild“ nennen könnte. Dieser Kreuzesschild findet sich auch auf dem östlichen, dünnen Teil der Wand in und neben der Darstellung eines eingemeißelten Kirchturms, der auf einem zweiten, roh gezeichneten Hund mit plumpen Pranken steht. In der Nähe dieses Turmes findet sich wieder das Grußwort „Grues“. Andere noch vorhandene Buchstaben sind teils unleserlich, teils unzusammenhängend und mehr oder weniger bedeutungslos. Was bedeutet aber dieser zweimal auf der Hundskirche vorkommende Hund, von dem sie den Namen hat? In der Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1897, S. 363, beschäftig sich der Grazer Vernaleken damit und hält ihn entweder für den Hund, der nach dem Volksaberglauben einen Schatz bewacht, was auch die Schlange gern tun soll, oder für eine Erinnerung an den Höllenhund der Griechen und Germanen. Das Wort „Kirche“ in der Verbindung mit „Hund“ führt er zurück auf das keltische chirk, was Stein, Fels, Steinkreis bedeutet, das er nach J. Grimm mit circus, circulus zusammenbringt — etwas Kreisförmiges, etwa eine kreisförmige Opferstätte. Aber sicher hat dieser Erklärer die keineswegs kreisförmige Hundskirche nie selber gesehen, sondern stützt sich nur auf eine von ihm angeführte Zeitungsnotiz darüber, die fünf Jahre früher erschienen ist. Seine ganzen Angaben sind oberflächlich und teilweise unrichtig — er kennt weder den Satz: „Also geht's in der Welt“, noch die Kirche über der Schnecke und dem zweiten Hund und führt auch die Jahreszahl nicht richtig an. Doch weist er darauf hin, daß es einige Stunden weiter noch zwei ähnliche Hundskirchen gibt, auch an anderen Orten noch, und erwähnt die Auffassung, nach der die Hundskirche ein Versammlungsort der Protestanten in der Verfolgungszeit gewesen ist. Als Richtungs- und Treffpunkt wäre sie auch vorzüglich geeignet gewesen wegen ihrer auffallenden Form — um so mehr, als sie mit Zeichen bedeckt war. Besonders die Jahreszahl und die Inschrift spricht dafür, daß wir hier ein evangelisches Denkmal vor uns haben. In den Achtzigerjahren des 16. Jahrhunderts begann nämlich der Widerstand gegen die Fortschritte des Protestantismus besonders fühlbar zu werden. 1581 wurden bei einer Visitation in Kärten und Krain 2000 lutherische Bücher verbrannt. Ausweisungsbefehle gegen Prädikanten und Schulmeister mehrten sich, ebenso die Entziehung von Kirchen. Um diese Zeit war der erste deutsche Jesuit, Peter Canisius (1521—1597), der „umgekehrte Luther“, eifrig am Werk, die Anhänger der „augsburgischen Konfusion“, wie er sie nannte, zu bekehren oder auszurotten. Von 1552 bis 1556 weilte er in Wien, seine Wirksamkeit konnte man aber auch bis in die Täler Kärntens gespürt haben. Canisius war Niederländer und hieß als solcher de Hond, was er nach damaliger Sitte ins Lateinische übersetzte. Darum hieß es damals: „Cave canem Austriacum“ — „Hüte dich vor dem österreichischen Hund!“ Und ein Wiener Hofrat schrieb in einem lateinischen Brief über ihn: „Niemand wagt den Mund aufzutun gegen diesen bellenden Hund da!“ Diese Bezeichnung hat wohl unseren Kirchenhistoriker Hofrat Professor D. Loesche in seiner „Geschichte des Protestantismus in Oesterreich“ auf die Vermutung gebracht, daß die Hundskirche wohl nach Canisius so heißt. Gestärkt wird diese Anschauung, falls das SJ, das neben dem Hund eingemeißelt ist, schon damals als Abkürzung für Societas Jesu, den Jesuitenorden, gebraucht wurde. Und wenn der Hund der Hundskirche Canisius ist, wer ist dann die gekrönte Schlange mit ihrer zwar etwas undeutlichen Ueberschrift FERDINANDE und ihrer Unterschrift KOELER — hier wohl in der Bedeutung „Der Schwarze?“ Es ist jener Habsburger Ferdinand der 1., unter dessen Namen der weitverbreitete katholische Katechismus des Canisius als „Catechismus Ferdinandi“ ausging. Und die Schnecke mit der Kirche? Seit die Schlange Ferdinand und der Hund Canisius zu wüten begonnen haben, geht's mit der Kirche Christi nur noch schneckenlangsam voran. Das Gute kommt nicht vorwärts — „also geht's in der Welt“ — obwohl die Urkräfte der deutschen Seele, versinnbildlicht durch Hakenkreuz, Sonnenrad, Trudenfuß und Kreuzesschild hinter der evangelischen Kirche stehen.

Zlan. Hans Kirchmayr.

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich.

Das Konkordat ist von uns an anderer Stelle dieses Blattes ausführlich behandelt worden. Die Erörterung in der außerbayerischen Oeffentlichkeit ist bisher auffallend flau. Die meisten Blätter brachten ein paar dürftige Bemerkungen, die die Herkunft aus offiziösen Quellen nur allzu deutlich an der Stirne geschrieben trugen; einige auch größere Leitaufsätze aus derselben Quelle. Im „Tag“ gab Geh.-R. D. Mirbt von vornehmer wissenschaftlicher Höhe einen Einblick in das, was das Konkordat bedeutet. In der „Neuen Tägl. Rundschau“ (3) leuchtet Dr. Ohlemüller in die Tiefen des Aktenstückes ein, über die der harmlose Politiker leichten Herzens wegliest. Auch die „Frankf. Zeitung“ brachte einen Aufsatz gegen das Konkordat, der uns aber noch nicht zu Gesichte kam. Sonst ist bisher ziemlich Ruhe. Vor den Wahlen brauchen die Blätter ihren Raum zu „Wichtigerem“; vor den Wahlen sagt man nicht gerne dem Zentrum was Unangenehmes. Es gehört geradewegs zum grundsätzlichen Rüstzeug unserer Parteien und ihrer Presse, daß man nie den römischen Forderungen entgegentreten dürfe, um nicht dem Zentrum Gelegenheit zum Kulturkampfgeschrei zu geben. Als ob nicht das Zentrum, so oder so, stets über Kulturkampf klagte! Nach den Wahlen aber werden die Verhandlungen sofort aufgenommen und durchgepeitscht werden!

Neben der pflichtschuldigen Aufklärung von evangelischer Seite finden wir bis jetzt eigentlich nur die Lehrervereinigungen auf dem Plan. Oder genauer: nur die Volksschullehrer. Es wäre für die Freunde einer unabhängigen deutschen Geisteskultur eine herbe Enttäuschung, wenn die deutschen Hochschullehrer gegen die die Hochschulen betreffenden Bestimmungen des Konkordats, die sie doch sehr nahe angehen, wirklich nichts zu sagen hätten! — Wir schreiben diese Zeilen am Wahltage nieder; es ist wohl möglich, daß uns eine Kundgebung dieser Kreise bisher unbekannt geblieben sein könnte, da die Zeitungen, wie schon gesagt, nur noch für Wahlpolitik Raum haben. Wir werden jedenfalls auch nachträglich darüber berichten.

Während der Drucklegung lesen wir, daß nun doch ein stärkerer Widerstand sich rührt. Die Münchener evangelischen Kreise gingen bahnbrechend voran. Die Steinacher Konferenz bayerischer evangelischer Pfarrer schloß sich an. Auch die Lehrer der Münchener philosophischen Fakultät erhoben ihre Stimme. Die erste Folge dieser und anderer Widersprüche zeigte sich darin, daß auf die geplante rasche Durchpeitschung der Vorlage verzichtet werden mußte.

Er hat tatsächlich keine Ahnung. Wir berichteten (11. Folge) über die sonderbare Auffassung über Zweck und Ziele des Winfriedbundes, die ein katholischer Politiker in einem Aufsatz des „Tag“ der Welt mitteilen durfte. Einer unserer Leser wandte sich an den „Tag“ mit einer Zuschrift, in der auf den auffallenden „Irrtum“ jenes Aufsatzes hingewiesen worden war, und erhielt darauf durch die Schrift-

tung des „Tag" von dem Verfasser des in Rede stehenden ffatzes folgende Aufklärung:

„Es ist richtig, daß der Windfriedbund bereits in Pader- n gegründet worden ist, aber in engerem Rahmen und speziellen Aufgaben für die Diaspora. Die eigentliche ündungs- und Publikationsfeier" fand auf dem diesjährigen/ holikentag in Hannover statt, wo zum ersten Male in geschlossenen Versammlung ausführlich ihm die Richtung wiesen wurde, und wo ihm auch zum ersten Male eine e öffentliche Versammlung im Rahmen des Katholiken- s eingeräumt wurde. Insofern kann man sagen, daß die ründung des Windfriedbundes in Hannover erfolgte, oder der Windfriedbund von Hannover eigentlich erst seinen ang genommen hat mit den Aufgaben, die ihm jetzt llt sind. In diesem Sinne war mein Hinweis auf den dfriedbund zu verstehen. Tatsächlich ist der Windfriedbund, auch in Hannover, sowohl von Justizrat Dr. Bachem, wie anderen Rednern, darunter sogar dem früheren Reichs- ler Wirth, betont wurde, mit der Aufgabe betraut, die söhnung der konfessionellen Gegensätze durch das eigene Bei- el, durch Aufklärungsarbeit und durch gegenseitige sachliche Zusammenarbeit mit den anderen Konfessionen zu fördern. Die „Kölnische Volkszeitung" betonte deshalb in ihrem Bericht, daß „die zweite geschlossene Versammlung ihren ganz besonders bedeutenden Wert dadurch bekam, daß der Gedanke des Windfriedbundes als eine ganz neue Idee in der Arbeit mit der Diaspora hier zum Durchbruch kam". Ich meine deshalb, man kann den guten Gedanken des Windfriedbundes nur begrüßen und kann ngstirnige Katholiken, namentlich, wenn sie aus politischen ründen nicht der konfessionellen Versöhnung, sondern der rtiefung der konfessionellen Gegensätze dienen, wie Wirth arx und Genossen durch ihre Politik, nur immer wieder f den Windfriedbund und seine Zwecke hinweisen."

Wir können nunmehr auch den Windfriedbund nicht mehr einen bloßen Druckfehler halten. Natürlich, wenn der litiker nicht einmal weiß, wie die von ihm erwähnte Ver- igung heißt, so ist es auch kein Wunder, wenn er über wecke und Ziele der Vereinigung von einer rührenden Schim- erlosigkeit ist. Nach wie vor aber bleibt es erstaunlich, daß n Blatt wie der „Tag", das sich evangelischen Kreisen be- nders warm empfiehlt und Förderung evangelischer Belange erspricht, solcher Irreführung der öffentlichen Meinung das Sprachrohr abgibt.

Sozialdemokratische Kulturpflege. Das „Arbeiter-Kultur- und Sportkartell" in Berlin-Pankow veranstaltete mit Genehmigung der städtischen Schuldeputation im Gebäude der 2. Gemeindeschule eine Ausstellung zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur. Dabei hatte man die Frechheit, das Neue Testament und das Evangelische Gesangbuch mit auszustellen (gerade das Neue Testament, das Alte Testament genoß wohl aus Rücksicht auf die jüdischen Genossen Schonung). Auch eine Ausstellung zur geschlechtlichen Aufklärung war damit verbunden, die zu schweren Beanstandungen Anlaß gab. Als die Angelegenheit im Bezirksausschuß zur Sprache kam, nahmen die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei ihre Genossen durchweg in Schutz und beschimpften die Einbringer einer dagegen gerichteten Interpellation. Daß man sich diesen Beitrag zu dem Kapitel „Sozialdemokratie und Christentum" unmittelbar vor den Wahlen leistete, wo doch ein wenig Zurückhaltung sich wenigstens aus taktischen Gründen empfohlen hätte, beweist wieder einmal, was aus den gelegentlichen respektvollen Aeußerungen einzelner sozialistischer Zeitschriften über Religion und Christentum zu halten ist: was die Partei 50 Jahre in die Köpfe hineingehämmert hat, bringt sie nicht mehr heraus — selbst wenn sie es wollte.

Polnisches. In evangelisch-polnischen Kreisen verfolgt man gegenwärtig mit großer Spannung die Entwicklung der Angelegenheit des Pastors Karl Banschel. Dieser ist seit drei Jahren Direktor des staatlichen Lehrerseminars in Schildberg in Südposen. Die Gründung dieser Anstalt erfolgte auf Betreiben evangelisch-polnischer Kreise, um inmitten der teilweise evangelischen Bevölkerung des südlichen Posen, welche polnischen Bluts, aber treu der unierten Kirche ergeben und deutschfreundlich gesinnt ist, eine polnisch-national denkende Lehrerschaft heranzubilden. Pastor Banschel hat sich dieser Aufgabe mit großem Eifer unterzogen, wobei er anfangs eines gewissen Wohlwollens der katholischen polnischen Oeffentlichkeit sich erfreute. Nun hat er aber einen Schritt getan, durch den er dieses Wohlwollen mit einem Schlag verlor, ja in sein Gegenteil verkehrt sah. Er hat sich, nac[illegible] seine erste Gattin gestorben war, zum zweiten Male mit [illegible] katholischen Gymnasiallehrerin verehelicht, die, soweit be[illegible], auch vor der Trauung nicht zur evangelischen Kirche üb[illegible]at. Darüber entstand ungeheuere Aufregung im katholische[illegible] Lager. Ueber die Lehrerin ward der Kirchenbann verhängt. [illegible]anschel selbst mußte sofort die von ihm interimistisch gefüh[illegible] Leitung des Gymnasiums in Schildberg niederlegen und nun wird von ihm auch unter Ausspielung der stärksten Trümpfe der Rücktritt von der Leitung des Seminars gefordert. Die katholische Kirche droht, falls dieser Rücktritt nicht erfolgt, den katholischen Zöglingen des Seminars, die ungefähr die Hälfte ausmachen, keinen Religionsunterricht zu erteilen, womit unter Umständen das Schicksal des Seminars überhaupt, jedenfalls aber seines gegenwärtigen Direktors besiegelt würde.

Das Posener Liquidationskomitee hat die Liquidation des evangelischen Alumnats Paulinum in Posen zugunsten des polnischen Staates beschlossen. Das Posener Paulinum wird von einem Kuratorium geleitet, das nur aus polnischen Staatsbürgern besteht. Ebenso besitzen die beiden Diakonissen, die im Paulinum tätig sind, das polnische Staatsbürgerrecht. Die Zöglinge des Paulinums sind gleichfalls Söhne polnischer Staatsbürger. Außerdem haben die „alliierten und assoziierten Mächte" in der Mantelnote zum Friedensvertrag erklärt, bei der Liquidation wissenschaftlicher und pädagogischer Institute besondere Rücksicht zu nehmen. Während der furchtbaren Inflationszeit war es nur möglich, das Paulinum zu halten durch Liebesgaben aus Schweden, Holland und Amerika. Diese Bemühungen des Auslandes sollen jetzt durch die Maßnahme des Liquidationskomitees vergeblich gemacht werden. Es ist zu hoffen, daß sich in der ganzen evangelischen Welt ein Sturm der Entrüstung gegen diesen Eingriff in das kirchliche Leben erheben wird. Gegen den Beschluß des Liquidationskomitees ist Einspruch erhoben worden. Es bleibt abzuwarten, ob er Erfolg hat.

Oesterreich und Erbstaaten.

Gemeindenachrichten. In Efferding (O.-Oe.) wurde am 19. Oktober der Neubau für eine dreiklassige evangelische Volksschule eingeweiht.

Die längst angestrebte Teilung der evangelischen Gemeinde Preßburg ist jetzt insoweit vollzogen worden, daß sich die Gemeinde in zwei selbständige Gemeinden geteilt hat: eine deutsche, zu der sich auch die madjarische Minderheit hält, und eine slowakische.

In Klapodia (Banat) wurde am 2. Dezember eine neuerbaute evangelische Kirche eingeweiht.

In Steiermark wurde ein neues Vikariat in Eisenerz (Pfgde. Leoben) errichtet und durch Kand. Oskar Meyer aus Göttingen besetzt.

Das Diakonissenhaus in Aussig hat ein Haus mit Grundstück in Doppitz, auf der Höhe drei Viertelstunden von Aussig, angekauft, das einerseits als Erholungsheim für die Diakonissen, andererseits für die Zwecke einer „Marthaschule", einer Wirtschaftsschule für junge Mädchen, dienen soll.

Persönliches. Der Pfarrer i. R. Josef Gustav Adolf v. Szalatnay, der lange Jahre hindurch der reformierten Gemeinde Kuttelberg als Seelsorger treu gedient hat, ist am 19. September in Jägerndorf gestorben. — In Radautz (Bukowina) starb der verdiente Pfarrer und gewesene Senior (oder, wie seit dem Uebergang der Bukowina an Romänien die Amtsbezeichnung lautete, Dechant) Martin Decker. Der Verstorbene war nicht nur ein eifriger Seelsorger und kundiger Steuermann auf kirchlichem Gebiet, sondern auch Führer des Deutschtums als Landtagsabgeordneter und Mitglied des Bukowiner Landesschulrats. — Pfarrer Senff in Neuberg (Böhmen) hat sein Pfarramt niedergelegt, um in den Kirchendienst seiner sächsischen Heimat zurückzukehren. — Das Pfarramt in Liesing übernahm an Stelle des Pfarrers Giebner, der in den Dienst der Methodistengemeinde in Wien trat, Pfarrer Zimmermann aus St. Pölten.

Ausland.

Orientalische Kirche. **Die weitere Oeffentlichkeit hat fast gar nicht beachtet, daß der König von Romänien das Protektorat über das** „hl. Grab" in Jerusalem und damit über die gesamte orthodox-anatolische Kirche (hierzulande in der Regel fälschlich griechisch-katholische Kirche genannt) übernommen hat. Wenn es richtig ist, was der „Guardian" berichtet, so wäre diese Würde erst dem serbischen König angetragen worden. Warum er sie ausgeschlagen, ist nicht recht durchsichtig. Der Uebergang der kirchlichen Würden des alten russischen Zartums auf den König von Romänien ist ein Ereignis von bedeutender politischer und kirchengeschichtlicher Tragweite. Es bedeutet den Schlußpunkt auf die Entwicklung, die mit der Zerstörung der kirchlichen Autorität und der Drangsalierung der Religionen durch den jüdisch beeinflußten Bolschewismus begonnen hat. Es kündet offiziell an, was auf diesen Spalten schon öfter ausgesprochen wurde, daß das Schwergewicht der orthodoxen Kirche nicht mehr in Rußland liegt, sondern bei den mächtig aufstrebenden christlichen Balkanstaaten. Damit schrumpfen natürlich die überhaupt bedeutend überschätzten Aussichten auf eine Vereinigung der morgenländischen mit der römischen Kirche wieder sehr zusammen. Man fühlt sich in diesen Balkanstaaten als Sieger und empfindet durchaus kein Anschlußbedürfnis.

PACIENCIA (patientia, Geduld), durch das sich die Evangelischen vielleicht zum Ausharren ermuntert haben. Der untere Stein, grünlich und sehr hart, zeigt ein einfaches Kreuz und den lateinischen Satz SOLI DEO GLORIA (Gott allein die Ehre). Schwach zwei Kilometer weiter westlich vom „Bauer im Boden“, dicht am Weg, der nach Kreuzen führt, erhebt sich aber in herrlichem Hochwald das hervorragendste und reichste Steindenkmal dieser Art, die sogenannte „Hundskirche“.

Die „Hundskirche“ ist eine vorne fast senkrechte, völlig freistehende, hohe Felswand, die sich nur rückwärts zum Waldboden abdacht, von wo man sie auch besteigen kann, während der östliche Teil sich zu einer riesigen, aufrechten Platte verschmälert. Das Außergewöhnliche ihres Anblickes wird noch erhöht durch zwei Bäume auf ihrer turmartigen Spitze. Der verstärkte westliche Teil trägt auf seiner Stirnseite die eingemeißelten Tiergestalten, Zeichen und Inschriften: eine Schlange, einen Hund, eine Schnecke und über ihr eine Kirche. Die Schlange trägt eine dreigezackte Krone und unter dem Hund und der Schnecke mit der Kirche liest man deutlich folgende Inschrift: A⅂SO G⊓TS IZ D⊔ ᴙ WEL⊥, das heißt: „Also geht's in der Welt.“ Wie da die Buchstaben auf dem Kopfe stehen, auf dem Rücken liegen, verkehrt und richtig, kurz drunter und drüber sind, so geht's auch in der Welt drunter und drüber. Unter diesem Satz steht eingemeißelt die Jahreszahl 158—. Die letzte Ziffer fehlt, weil abgebröckelt, war aber bestimmt vorhanden. Unter der Jahreszahl sind die Buchstaben HR eingehauen und daneben einige der volkstümlichsten Zeichen der Deutschen: das Hakenkreuz, der Trudenfuß und das Sonnenrad, außerdem ein Zeichen, das man „Kreuzesschild“ nennen könnte. Dieser Kreuzesschild findet sich auch auf dem östlichen, dünnen Teil der Wand in und neben der Darstellung eines eingemeißelten Kirchturms, der auf einem zweiten, roh gezeichneten Hund mit plumpen Pranken steht. In der Nähe dieses Turmes findet sich wieder das Grußwort „Grues“. Andere noch vorhandene Buchstaben sind teils unleserlich, teils unzusammenhängend und mehr oder weniger bedeutungslos. Was bedeutet aber dieser zweimal auf der Hundskirche vorkommende Hund, von dem sie den Namen hat? In der Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1897, S. 363, beschäftig sich der Grazer Vernaleken damit und hält ihn entweder für den Hund, der nach dem Volksaberglauben einen Schatz bewacht, was auch die Schlange gern tun soll, oder für eine Erinnerung an den Höllenhund der Griechen und Germanen. Das Wort „Kirche“ in der Verbindung mit „Hund“ führt er zurück auf das keltische chirk, was Stein, Fels, Steinkreis bedeutet, das er nach J. Grimm mit circus, circulus zusammenbringt — etwas Kreisförmiges, etwa eine kreisförmige Opferstätte. Aber sicher hat dieser Erklärer die keineswegs kreisförmige Hundskirche nie selber gesehen, sondern stützt sich nur auf eine von ihm angeführte Zeitungsnotiz darüber, die fünf Jahre früher erschienen ist. Seine ganzen Angaben sind oberflächlich und teilweise unrichtig — er kennt weder den Satz: „Also geht's in der Welt“, noch die Kirche über der Schnecke und dem zweiten Hund und führt auch die Jahreszahl nicht richtig an. Doch weist er darauf hin, daß es einige Stunden weiter noch zwei ähnliche Hundskirchen gibt, auch an anderen Orten noch, und erwähnt die Auffassung, nach der die Hundskirche ein Versammlungsort der Protestanten in der Verfolgungszeit gewesen ist. Als Richtungs- und Treffpunkt wäre sie auch vorzüglich geeignet gewesen wegen ihrer auffallenden Form — um so mehr, als sie mit Zeichen bedeckt war. Besonders die Jahreszahl und die Inschrift spricht dafür, daß wir hier ein evangelisches Denkmal vor uns haben. In den Achtzigerjahren des 16. Jahrhunderts begann nämlich der Widerstand gegen die Fortschritte des Protestantismus besonders fühlbar zu werden. 1581 wurden bei einer Visitation in Kärten und Krain 2000 lutherische Bücher verbrannt. Ausweisungsbefehle gegen Prädikanten und Schulmeister mehrten sich, ebenso die Entziehung von Kirchen. Um diese Zeit war der erste deutsche Jesuit, Peter Canisius (1521—1597), der „umgekehrte Luther“, eifrig am Werk, die Anhänger der „augsburgischen Konfusion“, wie er sie nannte, zu bekehren oder auszurotten. Von 1552 bis 1556 weilte er in Wien, seine Wirksamkeit konnte man aber auch bis in die Täler Kärntens gespürt haben. Canisius war Niederländer und hieß als solcher de Hondt, was er nach damaliger Sitte ins Lateinische übersetzte. Darum hieß es damals: „Cave canem Austriacum“ — „Hüte dich vor dem österreichischen Hund!“ Und ein Wiener Hofrat schrieb in einem lateinischen Brief über ihn: „Niemand wagt den Mund aufzutun gegen diesen bellenden Hund da!“ Diese Bezeichnung hat wohl unseren Kirchenhistoriker Hofrat Professor D. Loesche in seiner „Geschichte des Protestantismus in Oesterreich“ auf die Vermutung gebracht, daß die Hundskirche wohl nach Canisius so heißt. Gestärkt wird diese Anschauung, falls das SJ, das neben dem Hund eingemeißelt ist, schon damals als Abkürzung für Societas Jesu, den Jesuitenorden, gebraucht wurde. Und wenn der Hund der Hundskirche Canisius ist, wer ist dann die gekrönte Schlange mit ihrer zwar etwas undeutlichen Ueberschrift FERDINANDE und ihrer Unterschrift KOELER — hier wohl in der Bedeutung „Der Schwarze?“ Es ist jener Habsburger Ferdinand der 1., unter dessen Namen der weitverbreitete katholische Katechismus des Canisius als „Catechismus Ferdinandi“ ausging. Und die Schnecke mit der Kirche? Seit die Schlange Ferdinand und der Hund Canisius zu wüten begonnen haben, geht's mit der Kirche Christi nur noch schneckenlangsam voran. Das Gute kommt nicht vorwärts — „also geht's in der Welt“ — obwohl die Urkräfte der deutschen Seele, versinnbildlicht durch Hakenkreuz, Sonnenrad, Trudenfuß und Kreuzesschild hinter der evangelischen Kirche stehen.

Zlan. Hans Kirchmayr.

Deutsch-protestantische Umschau.

Deutsches Reich. Das Konkordat ist von uns an anderer Stelle dieses Blattes ausführlich behandelt worden. Die Erörterung in der außerbayerischen Oeffentlichkeit ist bisher auffallend flau. Die meisten Blätter brachten ein paar dürftige Bemerkungen, die die Herkunft aus offiziösen Quellen nur allzu deutlich an der Stirne geschrieben trugen; einige auch größere Leitaufsätze aus derselben Quelle. Im „Tag“ gab Geh.-R. D. Mirbt von vornehmer wissenschaftlicher Höhe einen Einblick in das, was das Konkordat bedeutet. In der „Neuen Tägl. Rundschau“ (3) leuchtet Dr. Ohlemüller in die Tiefen des Aktenstückes ein, über die der harmlose Politiker leichten Herzens wegliest. Auch die „Frankf. Zeitung“ brachte einen Aufsatz gegen das Konkordat, der uns aber noch nicht zu Gesichte kam. Sonst ist bisher ziemlich Ruhe. Vor den Wahlen brauchen die Blätter ihren Raum zu „Wichtigerem“; vor den Wahlen sagt man nicht gerne dem Zentrum was Unangenehmes. Es gehört geradewegs zum grundsätzlichen Rüstzeug unserer Parteien und ihrer Presse, daß man nie den römischen Forderungen entgegentreten dürfe; um nicht dem Zentrum Gelegenheit zum Kulturkampfgeschrei zu geben. Als ob nicht das Zentrum, so oder so, stets über Kulturkampf klagte! Nach den Wahlen aber werden die Verhandlungen sofort aufgenommen und durchgepeitscht werden!

Neben der pflichtschuldigen Aufklärung von evangelischer Seite finden wir bis jetzt eigentlich nur die Lehrervereinigungen auf dem Plan. Oder genauer: nur die Volksschullehrer. Es wäre für die Freunde einer unabhängigen deutschen Geisteskultur eine herbe Enttäuschung, wenn die deutschen Hochschullehrer gegen die die Hochschulen betreffenden Bestimmungen des Konkordats, die sie doch sehr nahe angehen, wirklich nichts zu sagen hätten! — Wir schreiben diese Zeilen am Wahltage nieder; es ist wohl möglich, daß uns eine Kundgebung dieser Kreise bisher unbekannt geblieben sein könnte, da die Zeitungen, wie schon gesagt, nur noch für Wahlpolitik Raum haben. Wir werden jedenfalls auch noch nachträglich darüber berichten.

Während der Drucklegung lesen wir, daß nun doch ein stärkerer Widerstand sich rührt. Die Münchener evangelischen Kreise gingen bahnbrechend voran. Die Steinacher Konferenz bayerischer evangelischer Pfarrer schloß sich an. Auch die Lehrer der Münchener philosophischen Fakultät erhoben ihre Stimme. Die erste Folge dieser und anderer Widersprüche zeigte sich darin, daß auf die geplante rasche Durchpeitschung der Vorlage verzichtet werden mußte.

Er hat tatsächlich keine Ahnung. Wir berichteten (11. Folge) über die sonderbare Auffassung über Zweck und Ziele des Winfriedbundes, die ein katholischer Politiker in einem Aufsatz des „Tag“ der Welt mitteilen durfte. Einer unserer Leser wandte sich an den „Tag“ mit einer Zuschrift, in der auf den auffallenden „Irrtum“ jenes Aufsatzes hingewiesen worden war, und erhielt darauf durch die Schrift-

leitung des „Tag" von dem Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes folgende Aufklärung:

„Es ist richtig, daß der Windfriedbund bereits in Paderborn gegründet worden ist, aber in engerem Rahmen und mit speziellen Aufgaben für die Diaspora. Die eigentliche „Gründungs- und Publikationsfeier" fand auf dem diesjährigen Katholikentag in Hannover statt, wo zum ersten Male in einer geschlossenen Versammlung ausführlich ihm die Richtung zugewiesen wurde, und wo ihm auch zum ersten Male eine eigene öffentliche Versammlung im Rahmen des Katholikentages eingeräumt wurde. Insofern kann man sagen, daß die Neugründung des Windfriedbundes in Hannover erfolgte, oder daß der Windfriedbund von Hannover eigentlich erst seinen Ausgang genommen hat mit den Aufgaben, die ihm jetzt gestellt sind. In diesem Sinne war mein Hinweis auf den Windfriedbund zu verstehen. Tatsächlich ist der Windfriedbund, wie auch in Hannover, sowohl von Justizrat Dr. Bachem, wie von anderen Rednern, darunter sogar dem früheren Reichskanzler Wirth, betont wurde, mit der Aufgabe betraut, die Versöhnung der konfessionellen Gegensätze durch das eigene Beispiel, durch Aufklärungsarbeit und durch gegenseitige sachliche Zusammenarbeit mit den anderen Konfessionen zu fördern. Die „Kölnische Volkszeitung" betonte deshalb in ihrem Bericht, daß „die zweite geschlossene Versammlung ihren ganz besonders bedeutenden Wert dadurch bekam, daß der Gedanke des Windfriedbundes als eine ganz neue Idee in der Arbeit mit der Diaspora hier zum Durchbruch kam". Ich meine deshalb, man kann den guten Gedanken des Windfriedbundes nur begrüßen und kann engstirnige Katholiken, namentlich, wenn sie aus politischen Gründen nicht der konfessionellen Versöhnung, sondern der Vertiefung der konfessionellen Gegensätze dienen, wie Wirth Marx und Genossen durch ihre Politik, nur immer wieder auf den Windfriedbund und seine Zwecke hinweisen."

Wir können nunmehr auch den Windfriedbund nicht mehr für einen bloßen Druckfehler halten. Natürlich, wenn der Politiker nicht einmal weiß, wie die von ihm erwähnte Vereinigung heißt, so ist es auch kein Wunder, wenn er über Zwecke und Ziele der Vereinigung von einer rührenden Schimmerlosigkeit ist. Nach wie vor aber bleibt es erstaunlich, daß ein Blatt wie der „Tag", das sich evangelischen Kreisen besonders warm empfiehlt und Förderung evangelischer Belange verspricht, solcher Irreführung der öffentlichen Meinung das Sprachrohr abgibt.

Sozialdemokratische Kulturpflege. Das „Arbeiter-Kultur- und Sportkartell" in Berlin-Pankow veranstaltete mit Genehmigung der städtischen Schuldeputation im Gebäude der 2. Gemeindeschule eine Ausstellung zur Bekämpfung der Schmutz- und Schundliteratur. Dabei hatte man die Frechheit, das Neue Testament und das Evangelische Gesangbuch mit auszustellen (gerade das Neue Testament, das Alte Testament genoß wohl aus Rücksicht auf die jüdischen Genossen Schonung). Auch eine Ausstellung zur geschlechtlichen Aufklärung war damit verbunden, die zu schweren Beanstandungen Anlaß gab. Als die Angelegenheit im Bezirksausschuß zur Sprache kam, nahmen die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei ihre Genossen durchweg in Schutz und beschimpften die Einbringer einer dagegen gerichteten Interpellation. Daß man sich diesen Beitrag zu dem Kapitel „Sozialdemokratie und Christentum" unmittelbar vor den Wahlen leistete, wo doch ein wenig Zurückhaltung sich wenigstens aus taktischen Gründen empfohlen hätte, beweist wieder einmal, was von den gelegentlichen respektvollen Aeußerungen einzelner sozialistischer Zeitschriften über Religion und Christentum zu halten ist: was die Partei 50 Jahre in die Köpfe hineingehämmert hat, bringt sie nicht mehr heraus — selbst wenn sie es wollte.

Polnisches. In evangelisch-polnischen Kreisen verfolgt man gegenwärtig mit großer Spannung die Entwicklung der Angelegenheit des Pastors Karl Banschel. Dieser ist seit drei Jahren Direktor des staatlichen Lehrerseminars in Schildberg in Südposen. Die Gründung dieser Anstalt erfolgte auf Betreiben evangelisch-polnischer Kreise, um inmitten der teilweise evangelischen Bevölkerung des südlichen Posen, welche polnischen Bluts, aber treu der unierten Kirche ergeben und deutschfreundlich gesinnt ist, eine polnisch-national denkende Lehrerschaft heranzubilden. Pastor Banschel hat sich dieser Aufgabe mit großem Eifer unterzogen, wobei er anfangs eines gewissen Wohlwollens der katholischen polnischen Oeffentlichkeit sich erfreute. Nun hat er aber einen Schritt getan, durch den er dieses Wohlwollen mit einem Schlag verlor, ja in sein Gegenteil verkehrt sah. Er hat sich, nachdem seine erste Gattin gestorben war, zum zweiten Male mit einer katholischen Gymnasiallehrerin verehelicht, die, soweit bekannt, auch vor der Trauung nicht zur evangelischen Kirche übertrat. Darüber entstand ungeheure Aufregung im katholischen Lager. Ueber die Lehrerin ward der Kirchenbann verhängt; Banschel selbst mußte sofort die von ihm interimistisch geführte Leitung des Gymnasiums in Schildberg niederlegen und nun wird von ihm auch unter Ausspielung der stärksten Trümpfe der Rücktritt von der Leitung des Seminars gefordert. Die katholische Kirche droht, falls dieser Rücktritt nicht erfolgt, den katholischen Zöglingen des Seminars, die ungefähr die Hälfte ausmachen, keinen Religionsunterricht zu erteilen, womit unter Umständen das Schicksal des Seminars überhaupt, jedenfalls aber seines gegenwärtigen Direktors besiegelt würde.

Das Posener Liquidationskomitee hat die Liquidation des evangelischen Alumnats Paulinum in Posen zugunsten des polnischen Staates beschlossen. Das Posener Paulinum wird von einem Kuratorium geleitet, das nur aus polnischen Staatsbürgern besteht. Ebenso besitzen die beiden Diakonissen, die im Paulinum tätig sind, das polnische Staatsbürgerrecht. Die Zöglinge des Paulinums sind gleichfalls Söhne polnischer Staatsbürger. Außerdem haben die „alliierten und assoziierten Mächte" in der Mantelnote zum Friedensvertrag erklärt, bei der Liquidation wissenschaftlicher und pädagogischer Institute besondere Rücksicht zu nehmen. Während der furchtbaren Inflationszeit war es nur möglich, das Paulinum zu halten durch Liebesgaben aus Schweden, Holland und Amerika. Diese Bemühungen des Auslandes sollen jetzt durch die Maßnahme des Liquidationskomitees vergeblich gemacht werden. Es ist zu hoffen, daß sich in der ganzen evangelischen Welt ein Sturm der Entrüstung gegen diesen Eingriff in das kirchliche Leben erheben wird. Gegen den Beschluß des Liquidationskomitees ist Einspruch erhoben worden. Es bleibt abzuwarten, ob er Erfolg hat.

Oesterreich und Erbstaaten.

Gemeindenachrichten. In Efferding (O.-Oe.) wurde am 19. Oktober der Neubau für eine dreiklassige evangelische Volksschule eingeweiht.

Die längst angestrebte Teilung der evangelischen Gemeinde Preßburg ist jetzt insoweit vollzogen worden, daß sich die Gemeinde in zwei selbständige Gemeinden geteilt hat: eine deutsche, zu der sich auch die madjarische Minderheit hält, und eine slowakische.

In Klapodia (Banat) wurde am 2. Dezember eine neuerbaute evangelische Kirche eingeweiht.

In Steiermark wurde ein neues Vikariat in Eisenerz (Pfgde. Leoben) errichtet und durch Kand. Oskar Meyer aus Göttingen besetzt.

Das Diakonissenhaus in Aussig hat ein Haus mit Grundstück in Doppitz, auf der Höhe drei Viertelstunden von Aussig, angekauft, das einerseits als Erholungsheim für die Diakonissen, andererseits für die Zwecke einer „Marthaschule", einer Wirtschaftsschule für junge Mädchen, dienen soll.

Persönliches. Der Pfarrer i. R. Josef Gustav Adolf v. Szalatnay, der lange Jahre hindurch der reformierten Gemeinde Kuttelberg als Seelsorger treu gedient hat, ist am 19. September in Jägerndorf gestorben. — In Radautz (Bukowina) starb der verdiente Pfarrer und gewesene Senior (oder, wie seit dem Uebergang der Bukowina an Romänien die Amtsbezeichnung lautete, Dechant) Martin Decker. Der Verstorbene war nicht nur ein eifriger Seelsorger und kundiger Steuermann auf kirchlichem Gebiet, sondern auch Führer des Deutschtums als Landtagsabgeordneter und Mitglied des Bukowiner Landesschulrats. — Pfarrer Senff in Neuberg (Böhmen) hat sein Pfarramt niedergelegt, um in den Kirchendienst seiner sächsischen Heimat zurückzukehren. — Das Pfarramt in Liesing übernahm an Stelle des Pfarrers Giebner, der in den Dienst der Methodistengemeinde in Wien trat, Pfarrer Zimmermann aus St. Pölten.

Ausland.

Orientalische Kirche. Die weitere Oeffentlichkeit hat fast gar nicht beachtet, daß der König von Romänien das Protektorat über das „hl. Grab" in Jerusalem und damit über die gesamte orthodox-anatolische Kirche (hierzulande in der Regel fälschlich griechisch-katholische Kirche genannt) übernommen hat. Wenn es richtig ist, was der „Guardian" berichtet, so wäre diese Würde erst dem serbischen König angetragen worden. Warum er sie ausgeschlagen, ist nicht recht durchsichtig. Der Uebergang der kirchlichen Würden des alten russischen Zartums auf den König von Romänien ist ein Ereignis von bedeutender politischer und kirchengeschichtlicher Tragweite. Es bedeutet den Schlußpunkt auf die Entwicklung, die mit der Zerstörung der kirchlichen Autorität und der Drangsalierung der Religionen durch den jüdisch beeinflußten Bolschewismus begonnen hat. Es kündet offiziell an, was auf diesen Spalten schon öfter ausgesprochen wurde, daß das Schwergewicht der orthodoxen Kirche nicht mehr in Rußland liegt, sondern bei den mächtig aufstrebenden christlichen Balkanstaaten. Damit schrumpfen natürlich die überhaupt bedeutend überschätzten Aussichten auf eine Vereinigung der morgenländischen mit der römischen Kirche wieder sehr zusammen. Man fühlt sich in diesen Balkanstaaten als Sieger und empfindet durchaus kein **Anschlußbedürfnis.**

Daran dürfte auch der Umstand wenig ändern, daß das romänische Königshaus, das bekanntlich zu den süddeutschen Hohenzollern gehört, nahe katholische Verwandte hat. Stärker als diese Beziehungen ist die Stimmung im Volk, auf die die romänische Dynastie, wie bekannt, jederzeit sorgfältig Rücksicht genommen hat.

Deutsch-protestantische Bücherschau.

Erzählendes.

Vor einiger Zeit konnten wir das Erscheinen einer neuen Gotthelf-Ausgabe anzeigen. Wir freuen uns, mitteilen zu können daß dieser „Volks-Gotthelf“ rüstig vorwärts schreitet: auch die beiden altberühmten Standwerke des berühmten Schweizers Uli der Knecht und Uli der Pächter sind jetzt in ihr erschienen (München und Erlenbach, Rentsch. 390 und 448 S. Je 3,60 M.). Durch sorgfältige Behandlung des Textes, Sauberkeit des Drucks und gediegene Ausstattung, ist diese Ausgabe allen anderen, oft verstümmelten und entstellten Ausgaben der beiden — verdientermaßen — viel gedruckten Bände weit überlegen. — Helene Christaller hat sich wieder mit einem stattlichen Bande eingestellt: „Das Reich des Markus Neander“, Roman (Basel, Reinhardt. 331 S.). Ein Entwicklungsroman, in dem wir ebenso die Gestaltungskraft wie die feine Sprachkunst der Verfasserin aufs Neue bewundern lernen. Wie der Zögling des Missionshauses im Leben und am Leben reift, sein Lebensziel findet und sein Lebensglück, das nachzulesen, lohnt der Mühe. Und somit wollen wir es unseren Lesern empfohlen haben. Daneben stellen wir Roderich Meinharts neuestes Buch: Madonna Einsamkeit. Ein Roman (Leipzig, Weicher 1924. 198 S. mit zehn Originallithographien, 4,50 M. und 6,— M.). Denn auch hier ist es das Siedlertum, das dem Helden Ruhe und Lebenszweck geben soll. Aber das Weib, an dem er leidet, folgt ihm in seine Einsamkeit und sucht ihn wieder dem Zivilisationstreiben einzufangen und das Ende ist der Untergang. Meinhart gestaltet aus diesem Schicksal ein fein gezeichnetes psychologisches Kunstwerk, fein und schwermütig wie die Landschaft, deren Seele in dem Buche mitlebt und wie die zarten Landschaftsbilder aus Künstlerhand, die dem Buche beigegeben sind. Ohne Zweifel ist Meinharts Talent noch im Wachsen und verspricht uns noch manche reife Frucht. — Und noch ein Werk, das uns das Leben der Nachkriegszeit mitleben läßt: Wieland der Schmied. Roman von Rudolf Herzog (Stuttgart, Cotta 1924. 1.—50. Tausd. 421 S. Ganzl. 6 M.). Aber Rudolf Herzog ist nicht einer, der sich mit Kleinsiedlung und chinesischer Ackerkultur zufrieden geben würde. In seinem Helden, und in denen, die er um sich sammelt, lodert der heilige Trotz, der Zorn über des Vaterlandes Schmach und Not und der unbeugsame Wille zu deutscher Ehre und Macht. Dreimal muß Wielands Schwert gebrochen und immer kürzer geschmiedet werden, bis es die unüberwindliche Siegeswaffe wird. Das Buch, das von der deutschen Schmach am Rhein, von der Ruhrbesetzung, von der völkischen Bewegung in München berichtet, hält wohl auch der Zeit oft den Spiegel zu ihrer Beschämung vor; aber über der Torheit, der Gemeinheit und der Feigheit steht der unbeugsame starke Wille, und dem gehört einmal wieder der Tag. Diesen Geist zu wecken und zu stählen — dazu ist Herzogs Buch geschrieben. Möge es diese Aufgabe in Tausenden von deutschen Herzen erfüllen! — Auch der Burenroman Christian de Wet von Josef Stolzing steht in Beziehung zur Gegenwart (Leipzig, Weicher 1924. 224 S. mit zahlreichen Abbildungen. 4 M., geb. 5 M.), eine ernste Warnung vor Zwietracht und Halbheit. Beugt sich ein Volk einmal unter fremder Gewalt, so verliert es leicht seinen Freiheitssinn. Das spannend geschriebene Buch eignet sich namentlich auch für Volksbüchereien. — Anna Katterfeld erzählt eine Geschichte aus Kurlands vergangenen Tagen: „In Treue fest“ (Halle, C. Ed. Müller 1924, 246 S. 5 M.), eine Geschichte von dem unglaublichen Gewissensdruck, den das zaristische Regiment über die Evangelischen ausübte und von unbestechlicher Glaubenstreue in Not und Trübsal. Und sie erzählt es so anregend und fesselnd, daß man von ihr sich gerne durch diesen Abschnitt der Geschichte ihres Heimatlandes führen läßt. Auch dieses Buch ist für Volksbüchereien zu empfehlen. — Der historische Roman aus der Hussitenzeit Am Landestor von A. Bernard (Freiburg, Herder 1924, 259 S.) ist ja ganz flott erzählt und bietet in Einzelheiten auch hübsche Bilder und Szenen, im Ganzen aber ist er Durchschnitt. Den Rost des Altertums durch ein paar Redewendungen („traun“, „maßen“, „männiglich“) anzudeuten, — das ist doch ein allzubilliges Verfahren. — Anton Schott gilt für den Dichter des Böhmerwaldes. Seine Dorfgeschichte „Die Hacker vom Freiwald“ (Ebda 1924. 317 S. Lbd. 4,60 M.) verrät ein starkes Erzählertalent, das mit der Volksseele lebt. Aber wir können uns mit der billigen Art, mit der über den Krieg gescholten wird (nicht nur aus dem Munde der Landleute, sondern auch aus der Meinung des Erzählers heraus), nicht einverstanden erklären.

Auf dem Gebiete der Novelle finden wir einige von den „Büchern der Ernte“: Bertha Mercator, Der Eckartturm (80 S., 1 M.), zwei harmlos fröhliche Geschichtchen, hinter denen aber doch rechter Ernst verborgen steckt, schlicht und sympathisch erzählt; und die nordischen Legenden von Karl Gaßlander: Kletterrosen an einsamen Mauern, a. d. schwed., übs. von Paul Blankenburg (104 S., 1,50 M., beide Hamburg, Ernteverlag); Legendendichtungen von tiefer Schönheit und heiligem Ewigkeitssehnen. Zu der Herderschen Sammlung „Der Bienenkorb“ gehören die folgenden Bändchen: Oskar Maria Graf, Die Traumdeuter, eine ziemlich konfuse Geschichte; M. Herbert, Das fremde Leben, eine Erzählung, die gut und gerne die Courths-Mahler geschrieben haben könnte; und Ludwig Mathar, Der arme Philibert, ein gut erzähltes Lebensschicksal, das den besten Meistern der Novelle an die Seite gestellt werden könnte. (Freiburg, Herder, je 1 M.). Auch die stille, versonnene friedliche Geschichte: Der Joggeli von Wilhelm Speck, weiten Kreisen schon lange wohlbekannt, ist in neuer Auflage erschienen (Berlin, Martin Warneck, 1924, 60.—69. Tausend, 71 S.). — Große Freude wird jedem Leser der Novellenband „Wolken und Sonne“ bereiten, den Diedrich Speckmann in diesem Jahre seinen Freunden beschert (ebenda 1924. 291 S. geb. 4,50 M.). Da hat einer die Volksseele belauscht, der mit seinen Landsleuten zwischen Moor und Heide gründlich verwachsen ist und der ein grundgütiges Verstehen alles Menschlichen in Freude und Leid als des Dichters bestes Teil weiß. Ich habe einiges alsbald am Familientische vorgelesen und kann es nur dringend zu demselben Zwecke weiterempfehlen. — Karl Hans Strobl, der Deutschmährer, verfügt über eine fast unglaubliche Leichtigkeit und Gefälligkeit des Produzierens und ist nebenbei ein glänzender Stilkünstler, der sich mit den Besten in eine Reihe stellen darf. Diesmal aber ist er mit seinen (vier) Geschichten aus Geheimnisland „Die Wunderlaube“ (Leipzig, Staackmann, 1924, 288 S.) bei der Stoffwahl etwas in die Irre geraten. E. T. A. Hoffmann, Poe und alte katholische Volkskalender könnten zu Gevatter gestanden sein. Das Grausame, Brutale, Sinnliche schlägt mit heißen Flammen auf Schritt und Tritt durch. Dagegen bietet der neueste Band von Rudolf Heubner, Katastrofen (ebenda 1924. 272 S. geb. 4,50 M.), eine Reihe von gut gesehenen Seelenbildern von innerem Werte und geistiger Höhe. Möchten sie dem noch nicht genug gewürdigten Schriftsteller neue Freunde werben. Ein ganz eigenartiges Talent, aber unzweifelhaft ein wirkliches Talent ist der Süddeutsche Karl Lieblich, der uns sechs „Schilderungen“ vorlegt: „Die Welt erbraust“ (Jena, Diedrichs 1924. 135 S. 2,75 M. und 4 M.). Einer von der expressionistischen Schule, verfügt er über eine sprachschöpferische Gestaltungskraft und ein Stilgefühl, das aufhorchen läßt. Dabei hat er allerlei Farben auf seiner Platte von dem zarten matten Rokoko („Im Garten des Fleischermeisters“) bis zu dem glutvollen Symbolismus („Amazonas“). Wer einen wertvollen Vertreter der jüngsten Richtung kennen lernen will, greife nach diesem Buche. — Novelle ist letzten Endes auch das jüngste Werk aus der Feder des trefflichen Emil Hadina, „Maria und Myrrha“ (ebenda, 1924, 160 S.). Ein feiner zierlicher Band, ein wahres Festgeschenk auch in seinem äußeren Auftreten. Hadina geht auf ganz eigenen, unbetretenen Pfaden. Der Konflikt zwischen weltverbesserndem Asketentum und weltoffenem Künstlertum findet in ihm einen packenden, höhenweisenden Darsteller. Der kleine Band gehört mit zu dem Besten aus der literarischen Ernte dieses Jahres.

Schr.

Für die Jugend. (Schluß.)

Wer die ganze Wendung zum Besseren in der Jugendliteratur an einem besonders deutlichen Beweisstück sehen will, greife nach dem „Deutschen Knabenbuch“ und dem „Deutschen Mädchenbuch“, die in dem für gutes Jugendschrifttum führenden Verlag Thienemann in Stuttgart im 33. und im 27. Jahrgang erschienen sind. (Je etwa 300 S. gr. 8°, mit zahlreichen farbigen und schwarzen Bildern, 7,50 Mark.) Hier ist sowohl Karl May wie Clementine Helm endgültig überwunden, und der Jugend wird im Grundsatze nichts geboten, was nicht auch für den Erwachsenen des Lesens wert ist. Natürlich fehlt es nicht an erzählendem Stoff, und er darf und soll spannend behandelt sein. Aber der erste Grundsatz ist der literarische Wert sämtlicher Beiträge. Gedichte, Lebensbeschreibung, Naturwissenschaft, Geschichte und Altertumskunde, Leben der Gegenwart, Technik, Handarbeit usw., kommt alles zu seinem Recht. Von solchen Jugendbüchern führt ein gerader Weg zu dem Besten deutscher Dichtung, der durch das verlogene Abenteurerbuch oder das sentimentale Backfischbuch der Vergangenheit leider vermauert war. Wer sie seinen 13—15jährigen kauft, tut einen guten Griff. Auch sonst

ist alles aus Thienemanns Verlag restlos zu empfehlen. Uns liegt vor die klassisch-schöne Behandlung des Sagenkreises von den Amelungen: Dietrich von Bern, besorgt von demselben Leopold Weber, von dem wir früher schon die nicht minder trefflichen Bearbeitungen der altgermanischen Götter- und Heldensagen „Asgard und Midgard empfehlen konnten. Die in geradezu rhythmischem Schwung der Sprache einherschreitende Erzählung ragt auch durch den sittlichen Geist, von dem sie getragen ist, über den Durchschnitt weit empor. (240 S. 5,50 Mark. Für Knaben von 10—14 J.) Daneben legen wir die Erzählung aus dem Leben der Gegenwart „Im Zauber der Südsee" von Wilhelm Schreiner. (190 S. 4⁰ mit zahlreichen Offsetbildern, 7,50 Mark.) Man weiß hier nicht, was man lauter preisen soll: die glühenden Schilderungen südlicher Welten und tropischer Natur, die edle Sprache, den guten deutschen Geist, der das Buch durchzieht — oder auch die wahrhaft gediegene Ausstattung in Druck, Papier, Einband, Bilderschmuck. Solche Bücher sind natürlich ein wenig teurer als der drahtgeheftete, für das Auge bestimmte, fabrikmäßige schleuderhafte Nachdruck, der für den Weihnachtsmarkt der Warenhäuser hergestellt wird, aber das Beste ist immer auch im eigentlichen Sinne das Billigste, weil das Wertvollste.

Eine noch in letzter Stunde in unsere Hände gekommene Gabe läßt uns nochmals auf das Bilderbuch zurückkommen: „Ein Wintermärchen" von Ernst Kreidolf (München und Leipzig, Rotapfel-Verlag. Geb. 8,25 M.). Drollige Einfälle, wundervolle farbige Zeichnungen und ein großartiges Sich-Einfügen in die winterliche Natur — das alles vereinigt sich zu einem Bilderbuch von besonderem Reiz, an dem nicht nur die Kleinen ihr Entzücken haben werden.

Große Freude wird unserem Leserkreise eine neue Sammlung von Jugendschriften bereiten, die unter dem Titel „Deutsche Art — treu bewahrt" dem Grenz- und Siedlungsdeutschtum dienen will. Das erste Bändchen, das soeben erschienen ist, aus der Feder des Professors Dr. R. F. Kaindl stammend, heißt „Bei den deutschen Brüdern in Groß-Rumänien" und bringt allerlei aus Vergangenheit und Gegenwart der Siebenbürger Sachsen, der Deutschen im Banat, der Bukowina usw. (Wien, A. Pichlers We. u. Sohn 1924. 107 S. Gut geb. 36 000 K. = 2,25 M.). Hier hat einmal das Wort seine Berechtigung: Dieses Buch gehört in jede Schul- und Jugendbücherei!

Eva Gaehtgens hat sich längst ihre große Gemeinde von kleinen Freunden und Freundinnen gesammelt. Auch ihr jüngstes Buch: Tante Line. Was sie mit ihren kleinen Freunden erlebte (Hamburg, Ernte-Verlag. 189 S. m. zahlr. B. 3 M.) zeigt ihre besondere Gabe, das kleine und alltägliche im Kinderleben mit liebevoller Versenkung zu schildern. — Für reifere Jugend und für Volksbüchereien seien genannt das bisher unveröffentlichte Märchen „Der Dankwart" von Wilhelm von Kügelgen, dem berühmten Verfasser der Jugenderinnerungen eines alten Mannes, das, ein Spätling der Roma[illegible] überraschenderweise jetzt erst uns geschenkt und zusamm[illegible] mit sechs Farbenbildern und sonstigem Buchschmuck vo[illegible] Poetzelberger in vornehmer Ausstattung herausgegeben wurde. (Stuttgart, Belser 1924. 78 S. Großoktav. Lbd. 5 M.); und einige ältere, aber bestbekannte Lieblingsbücher aller Volksbibliotheken: Die köstliche Erzählung aus dem 30jährigen Kriege Das Kräuterweible von Wimpfen von Konrad Fron (Heilbronn, Salzer. 6. Aufl. 1924. 184 S.), ein hohes Lied von rechter deutscher Treue; und die ewig jungen, biedermeierisch verklungenen, aber gerade darum als Klang aus Großvaters Tagen stark auf das Volk wirkenden Geschichten aus der Spinnstube von W. O. von Horn, von denen (neben anderen älteren Erzählungen) der Stiftungsverlag in Potsdam uns den ersten Band vorgelegt hat (92 S. 75 Pf.).

Die Verteilhefte für Weihnachten und andere Veranstaltungen haben nun in bezug auf Ausstattung die Kriegsnöte wieder überwunden und zeigen sich z. T. sogar in außerordentlich schmuckem Gewande. So besonders die „Mercator-Hefte", „Hoffmann-Hefte", „Dora Schlatter-Hefte" (Hamburg, Rauhes Haus. Je 16 S. M. Bild u. farb. Umschl. 15 Pf., 50 St. 6 M., 100 St. 10 M.). Sehr ansprechend ist auch die bekannte Reihe Immergrün, von der nun schon das 246. bis 250. Heft (von Toni Schuhmacher, Julie Koch, Frieda Henning u. a.) herausgekommen ist. Wie alljährlich, so sind auch diesmal wieder die neuen Hefte als Buchausgabe erschienen, die als Geschenk und für die Jugendbücherei empfohlen sei. Wfr.

Verschiedenes für den Weihnachtstisch.

Ein prächtiges Festgeschenk für die deutsche Jugend, hat uns Oskar Fritsch geschenkt mit dem auch in der äußeren Ausstattung prachtvollen Buch: Friedrich der Große, unser Held und Führer. (München, J. F. Lehmann 1924. 5 Mark.) Was er bietet, ist nicht nur ein klar geschautes und zuverlässig geschildertes Stück deutscher Geschichte, sondern das Bild einer Führerpersönlichkeit, eines der wenigen wahrhaft „Großen", die gerade unserer Zeit sehr viel zu sagen haben. Nicht umsonst leben wir in einer Zeit, da der Fridericus-Gedanke eine neue Blüte erlebt. Daß es ein Bayer ist, der uns ein so prächtiges Buch über den Preußenkönig schenkt, sei besonders angemerkt. Glänzend ist der Buchschmuck: neben zahlreichen Textbildern von Menzel 31 wundervolle Tiefdrucktafeln, Bildnisse, Schlachtengemälde, Landschaften, Baulichkeiten usw. darstellend. Namentlich auch die Jugend wird mit Freude nach diesem Buche greifen.

Prophet und Sonderling, Anreger aller Parteien und allen Parteien eine Verlegenheit, ein echter Konservativer und einer, der seiner Zeit vorauseilte, ein tiefgläubiges Gotteskind und ein arger Ketzer — das alles und noch viel mehr in einer Person, das war Paul de Lagarde. Er hat in letzter Zeit mehrfach Urständ gefeiert: Seine Witwe konnte die Erinnerungen aus seinem Leben, die 1894 fast unbeachtet blieben, 1919 neu herausgegeben; Ludwig Schemann widmete ihm ein prächtiges Buch des Gedenkens, bei Diederichs erschien eine Blütenlese seiner Gedanken. Aber Lagarde selbst konnte immer weniger zu uns reden. Seine deutschen Schriften tauchten selbst im Antiquariat immer seltener auf, anderes war auch auf den öffentlichen Büchereien immer schwer zu haben, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Jetzt aber redet er wieder zu uns. Paul Fischer hat eine neue Ausgabe besorgt: (I. Deutsche Schriften, 520 S.; II. Ausgewählte Schriften, 301 S., je 5 Mark, geb. 6,50 Mark. München J. F. Lehmann 1924). Wer Lagarde lesen will, muß Urteil haben. Auf politischem wie auf religiösem Gebiet fordert er Widerspruch heraus. Seine Abneigung gegen Paulus, gegen Luther, gegen Bismarck, nimmt bisweilen in dieser vulkanisch grollenden Natur leidenschaftliche Formen an; einzelne seiner politischen Gedanken müssen als grundverfehlt bezeichnet werden. Aber trotz allem bleibt er ein Pfadweiser. Es ist doch vieles von dem, was er vor 50 oder 40 Jahren, unverstanden, bekämpft oder totgeschwiegen, geschrieben hat, jetzt erst lebendig geworden. Wer nach den Wegen deutscher Frömmigkeit sucht, findet bei Lagarde die überraschendsten, uns heute so frisch berührenden Ansätze und Zielsetzungen. Möchten nur die Kreise, die sich heute wieder um ihn stammeln, auch den Schranken dieser starken Persönlichkeit gegenüber so ehrlich sein wie Schemann im oben genannten Werke.

Auch Jakob Böhme war ein großer Einsamer. Anläßlich der Jahrhundertfeier seines Todestages hat Heinrich Bornkamm, leider auf schlechtem Papier, eine Auswahl herausgegeben: Worte Jakob Böhmes, denen er ein Schriftchen Böhmes: Gespräch einer erleuchteten und einer unerleuchteten Seele, angehängt hat. (Görlitz, Verl.-Anst. „Görl. Nachrichten" 1924. 58 S. 1,50 Mark.) Soweit es bei einem Geiste wie Böhme überhaupt möglich ist, aus einer Auslese von Gedanken ein Bild zu gewinnen, ist hier ein Weg zum Verständnis Böhmes aufgetan. Soweit . . .

Erinnerungen eines Lebenden, auch einer starken und eigenartigen Persönlichkeit, bietet das mit einem Bilde des Verfassers geschmückte Buch: Erlebtes. Erzählt von Adolf Schlatter, Berlin, Furche-Verlag 1924. 104 S. Kart. 2 M. Was der von vielen Schülern warm verehrte Professor der Theologie aus dem Schatze seiner Erinnerung herausholt an wertvollen Gedanken über Staat und Kirche und Frömmigkeit und Erziehung und manches andere, wird auch da mit Gewinn gelesen werden, wo man nicht auf jedes Wort des Meisters schwört. Wer so sicher seinen eigenen Weg geht, hat jedem etwas zu sagen, auch dem, der in vielem anders denkt.

Abseits von den Pfaden der üblichen Musikliteratur bedeutet die Schrift von Oskar Beyer, Bach. Eine Kunde vom Genius (Edda 1924. 63 S. 1,20 M.) einen neuen Weg in Bach einzudringen: in ihm erschließt sich uns das Heilige, das Wunder, das nicht mehr an die Person Gebundene, Göttlich-Allgemeine. Freilich erlaubt der knappe Rahmen des Buches dem Verfasser nicht, jedes Urteil zu begründen.

Künstler und feinsinniger Schriftsteller, Naturforscher, Philosoph und Lebensgestalter — das ist R. H. Francé, dem jetzt Hanns Fischer eine Biographie mit dem Untertitel: „Das Buch eines Lebens" gewidmet hat (Leipzig, Voigtländer 1924. 192 S. mit zahlr. Bild. 5 M.). Ein ganz liebenswürdiges Buch, das sich liest wie eine spannende Erzählung. Ueberall schaut dem Verfasser der Mann selbst, dem sein Buch gilt, über die Schulter und gibt uns Gelegenheit, einen wertvollen Menschen gründlich kennen zu lernen. Wer einmal eines der naturwissenschaftlichen Werke Francés gelesen (etwa das Leben der Pflanze, die Alpen) oder sich an den volkstümlichen Beiträgen des Gelehrten in Zeitungen und Zeitschriften gefreut hat, wird gerne nach diesem auch im äußeren Auftreten schönen Buche greifen.

Etwas ganz Prächtiges zeigen wir mit großer Freude an: Werner Köhler, Rothenburg und das Taubertal (Der Fränkischen Fahrten 1. Band; Der Deutschen Fahrten 3. Band). 1.—3. Tausend. Mit 190 Bildern.

Berlin-Leipzig, Franz Schneider 1924. Halbl. 8 M. Hier ist mehr als ein Bilderbuch. Die Seele des Landes an der Tauber spricht aus diesen Bildern, von denen so ziemlich ein jedes den Tatbeweis dafür erbringt, daß auch der Lichtbildner ein schaffender Künstler sein kann. Wenn auch das Schwergewicht auf das altberühmte Rothenburg fällt, so kommt doch daneben das ganze übrige Tauberland zu seinem vollen Recht, auch die Nebentäler werden nicht übersehen. Der Text führt uns anziehend und in behaglichem Plauderton in die Landschaft, ihr Volksleben, ihre Geschichte, ihre Kunst ein. Bei bescheidenem Preis ein wundervolles Geschenkwerk, namentlich für jeden, der einmal in jenen Gauen gewandert — oder der dorthin den Wanderstab zu setzen plant.

„Gerhard von Kügelgen. Ein Malerleben um 1800 und die anderen sieben Künstler der Familie. 3. vollst. umg. und erw. Aufl. mit 160 Abb., von Leo von Kügelgen", so betitelt sich ein schöner, inhaltsreicher mit vorzüglichen Bildern ausgestatteter Band (Stuttgart, Belser 1924. 10 M. und 14 M.). Wird seine Anziehungskraft für viele darin bestehen, daß es sich um den Vater der heute wieder so viel gelesenen Jugenderinnerungen eines alten Mannes handelt, so bietet das Buch doch auch einen ernsthaften Beitrag zur Kunstgeschichte einer jetzt wieder mit Recht warm gewürdigten Zeit deutscher Malerei.

Vor Jahrzehnten schon wurde die Erzählung in Briefen aus den Tagen Jesu: Priscilla an Sabina von W. Pressel mit Begeisterung gelesen, die jetzt in neuer Ausgabe (5. Tausend d. neuen illustr. Geschenkausg.; Hamburg, Rauhes Haus 1924. 398 S. Geb. 5 M.) vor uns liegt. Eine reiche Römerin, die mit ihrem Manne in Geschäften nach Palästina reist, wird dort Zeugin der Vorgänge, die die Evangelien berichten, und schreibt darüber an ihre Freundin in Rom. Mit der Erzählung wird eine eingehende Schilderung von Land und Leuten verwoben. Die Kenntnis der jüdischen Religionsbräuche war eine besondere Stärke des Verfassers, allerdings verführte sie ihn bisweilen zu unkritischer Bewunderung, wie wir sie dem werdenden Talmudjudentum gegenüber durchaus nicht immer aufbringen können. Trotzdem wird das Buch, das einem Bedürfnis weiter Kreise entspricht, auch in dieser neuen Ausgabe sicher die Verbreitung finden, die es verdient.

Schr.

Für Gottesdienst und Gemeindeabend.

Unter den neuen Weihnachtsaufführungen, die uns vorliegen, sei an erster Stelle genannt das Weihnachtsspiel mit Gesang in drei Aufzügen Euch ist heute der Heiland geboren von Julie Kniese. (Kempen a. Rh., Thomas-Druckerei, 20 S. 1,25 Mark, Rollenpreis 1,— Mark; Notenheft 2,50 Mark; Stimmen 75 Pf.) Verdient nach Aufbau und Sprache uneingeschränktes Lob. Der Einzelchor ist eigens für das Spiel von Professor Zuschneid (Weimar) vertont worden. Im Theater-Verlag Eduard Bloch (Berlin) sind folgende Aufführungen erschienen oder neu erschienen: Margarete Menzel, Stern von Bethlehem (8 m 2 w, 21 S.); Paul Knötel, Zwei Weihnachten, Vaterländisches Weihnachtsfestspiel in zwei Bildern (5 m 3 w 2 K., 31 S., 1,50 Mark. Spielt 1806 und 1813, gut). E. Werckmeister, Weihnachtsmaus, Doppelgänger, lustiges Weihnachtsstück in drei Aufzügen. (68 S. 1,50 Mark.) Margarete Menzel, In Excelsis Gloria. Die Weihnachtsgeschichte in sechs lebenden Bildern m. begl. Text. (29 S. Den Jawe auf S. 11 möchten wir missen.) Felix Freiherr von Stenglin, Das Wunder der hl. Nacht. Ein Krippenspiel in zwei Bildern (27 S.); gut und volkstümlich. In der ebenda herausgegebenen Sammlung „Kindertheater" sind erschienen: 41. A. Reinboth, Die hl. Nacht. Kurzes Weihnachtskrippenspiel. 99. W. D. Schützer, Christnacht. Kripenspiel. 150. Regina Angres, Es gibt doch einen Weihnachtsmann. Fröhliches Kinderspiel. 174. Else Werckmeister, Der Weihnachtsmann weiß alles! Weihnachtsspiel in einem Aufzuge (sehr originell). 169. Margarete Menzel, Ihr Kinderlein kommt! Eine Weihnachtskrippenfeier für die Kleinkinderschule. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen."

Jahrbücher und Verwandtes.

Im 46. Jahrgang erscheint nunmehr die altbekannte und besteingeführte „Neue Christoterpe", hsg. von Adolf Bartels und Julius Kögel. (Halle a. d. S., C. Ed. Müller 1924. 277 S. 5 M. und 6 M.) Wie alljährlich, so vereinigt auch diesmal der Band allerlei Beiträge: Gedichte (Bartels, Jungnickel), Erzählungen (von Lobsien, Speckmann u. a.; eine Geschichte von Dörthe Kögel hat mir besonders gut gefallen), religiöse Betrachtungen, Gedanken über Arbeit an der Gegenwart, Literarisches (die vorzügliche Heine-Auskehr vom Herausgeber), Kunstgeschichtliches (ein Beitrag über Heinrich Schütz, eine Abhandlung mit Bildern über das Straßburger Münster), und noch mehr. An der Spitze stehen Briefe der verstorbenen Kaiserin an Dryander. Eine schöne würdige Festgabe.

Aehnlichen Zwecken dient „Am Wegsaum". Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Hsg. von D. Paul Blau. 15. Jahrg. (Hamburg, Rauhes Haus 1924. 196 S. 3 M.) Auch hier Gedichte (von Fesche, Paul Blau, Anna Blau, Julie Kniese), Religiöses, Literarisches u. dgl. mehr, darunter ansprechende Beiträge über Anna Schieber und Sundar Singh. Die Erzählungen stehen, wie wohl gesagt werden muß, nicht auf der Höhe der früheren Jahrgänge. — Ein sehr tüchtiger und unbedingt empfehlenswerter „vaterländisch-sozialer Volkskalender für Mitteldeutschland" ist unter dem Titel „Glaube und Heimat" im 19. Jahrgang vom Evangel.-soz. Preßverband in Halle a. d. S. herausgegeben worden. (118 S. 4° 50 Pf.) Recht empfehlenswert ist auch der „Kaiserswerther Christliche Volkskalender 1925" (Kaiserswerth, Diakonissenanstalt. 80 S.).

Alle Freunde und Bezieher

der Wartburg bitten wir herzlich und dringend, uns neue Bezieher zu werben. Das Auftauchen zahlreicher neuer Zeitschriften beweist, daß die Verhältnisse sich gebessert haben. Möchte diese Besserung auch unserer in 23 Jahren ehrlicher Arbeit und mannhaften Kampfes bewährten Wartburg zugute kommen.

Auch an die dringend notwendige Einsendung der rückständigen Bezugsgebühren wollen wir erinnern.

Schriftleitung und Verlag.

Verantwortlicher Schriftleiter: D. Friedrich Hochstetter in Berlin-Niederschönhausen (Nordend). — Verlag: Säemann-Verlag in Berlin W 35 (Postscheckkonto Berlin 466 92). — Druck: Montanus-Druckerei, Berlin W 35.

